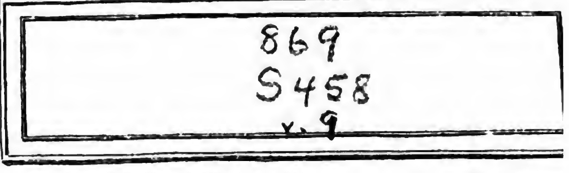
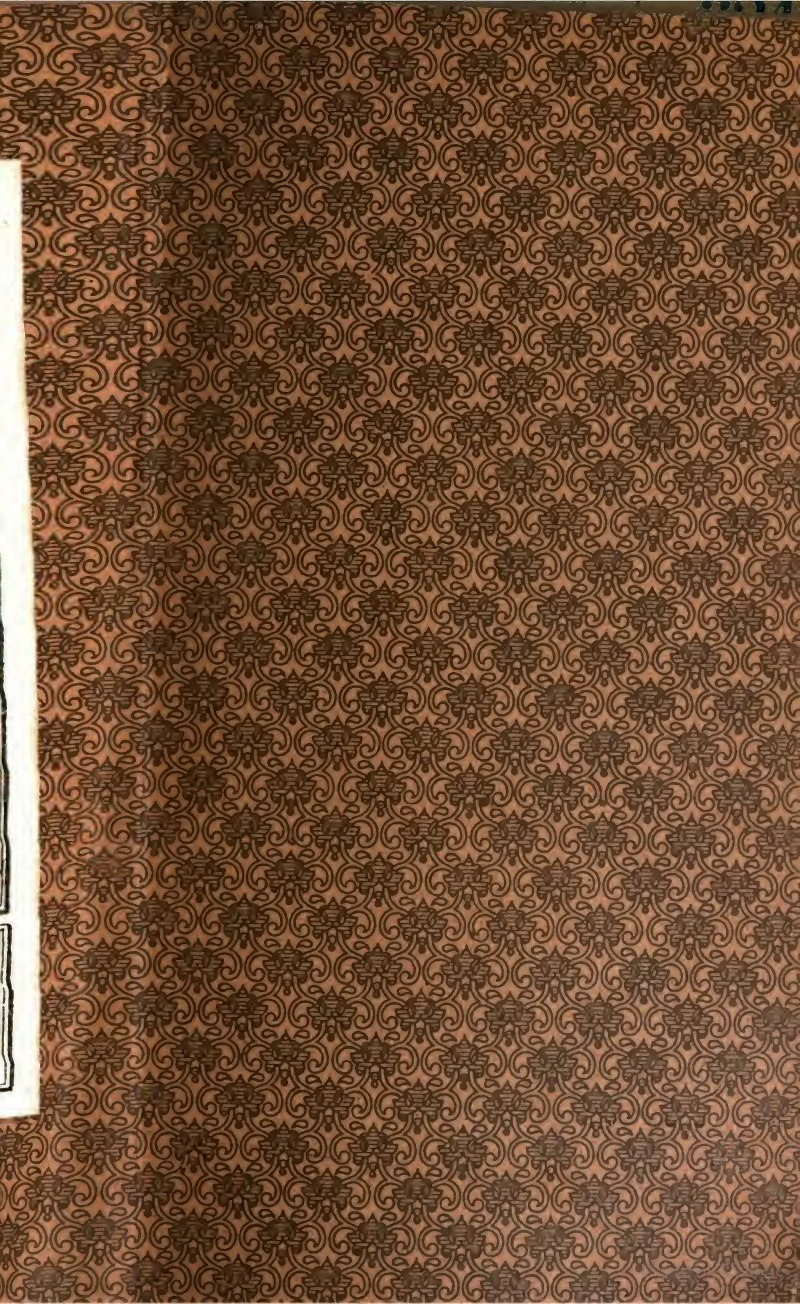
Gesammelte Schriften: Bd. Sonderbare Geschichte

Heinrich Seidel


869
S458
v.9



GESAMMELTE SCHRIFTEN

VON

HEINRICH SEIDEL.

IX. BAND.

SONDERBARE GESCHICHTEN.



LEIPZIG 1894.
A. G. LIEBESKIND.
ANNO C.

SONDERBARE GESCHICHTEN

VON

HEINRICH SEIDEL.

SECHSTES TAUSEND.



LEIPZIG 1894.
A. G. LIEBESKIND.
ANNO C.

ADOLF SLABY

UND DEN ANDERN FREUNDEN

AUS DER WEILAND

„KLAPPRIGEN LATERNE“

ZUGEEIGNET.

„Es schlagt eine Nachtigall
Am Wasserfall;
Und ein Vogel ebenfalls,
Der schreibt sich Wendehals,
Johann Jakob Wendehals;
Der thut tanzen
Bei den Pflanzen
Obbemeldten Wasserfalls —“

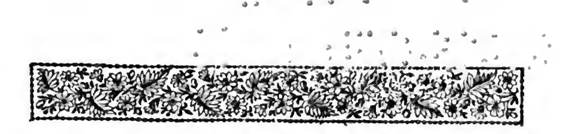
Möricke.



INHALT.



DER SCHWARZE SEE.



I.

Roderich Haideborn, ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, lebte in der guten alten Stadt Golnow ganz allein in seinem grossen Hause. Da er reich und unabhängig war, so ging die allgemeine Meinung der Stadt und der Umgegend dahin, dass er nichts Besseres thun könne, als unter den Töchtern des Landes sich ein Ehegemahl zu wählen, um das Geschlecht der Haideborne, das mit ihm auf zwei Augen stand, nicht aussterben zu lassen. Allein Herr Roderich Haideborn bekümmerte sich wenig um die Meinung seiner Mitbürger

und Nachbarn, weshalb sie ihn ein ganz klein wenig für einen Narren hielten. Denn so Jemand die Ansichten weiser und hochansehnlicher Personen für Nichts erachtet, schlossen sie, müsse doch in dessen Kopfe eine Abweichung von der gebräuchlichen Denkart stattfinden. Und zu diesem Schlusse fühlten sich diese guten Leute auch durch andere absonderliche Erscheinungen berechtigt. Herr Roderich Haideborn besass nämlich eine höchst abenteuerliche und romantische Sinnesart, und dies hatte seinen Grund sowohl in einer Naturanlage, als in seiner Erziehung.

Seine Eltern waren frühe gestorben, und die Sorge für ihn war einer Schwester seines Vaters zugefallen, die bis dahin in einer entfernten Stadt gelebt hatte. War nun des kleinen Roderich Gemüthsart schon immer etwas phantastisch gewesen, so fand diese Seite seines Charakters durch die Tante eine ganz besondere Nahrung und Unterstützung, und der alte Hauslehrer hatte eine ausserordentliche Mühe zwischen

den üppigen Wunderblumen, welche die Tante in den Geist des Knaben pflanzte, den Futterkräutern des Wissens ein kümmerliches Dasein zu fristen.

Diese gute Dame, die unter dem Namen „Tante Schwarz" — wegen ihrer schwarzen Augen und ihrer stets schwarzen Kleidung — in der Stadt bekannt war, lebte mit ihrem geliebten Neffen stets in einer eigenen erträumten Welt. Es gab selbstgeschaffene Personen mit erfundenen Namen in dieser Phantasiewelt, von denen sie sprachen, wie von wirklichen Menschen. Wo sie lebten und webten, wo sie gingen und standen, war dieser Dichtungstrieb thätig. Sie machten viele einsame Spaziergänge in die Umgegend, die durch schöne Wälder und viele Seen geziert war, und fanden dort die herrlichsten Schauplätze für ihre Geschichten. Ein Stückchen öden sandigen Landes war ihnen die Wüste Sahara. Sie kannten dort Urwald und Prairie, und der See, der hinten an den Garten stiess, bedeutete das Weltmeer. Dort fuhren sie auf

einem Kahne zu einer Insel, die einen Büchsenschuss vom Lande entfernt lag und so gross war, dass ein mässiges Haus hätte gerade darauf stehen können, und entdeckten Amerika, ein weitläuftiges und gewaltiges Land mit vielen glänzenden Kieseln am Ufer, die von ihnen als kostbare Edelsteine mitgenommen wurden. Auch viele seltsame Thiere fanden sie dort, denn die harmlose Libelle, die über den Rohrhalmen tanzte, ward zum Kondor, und zuweilen mussten sie vor den eingebildeten Pfeilschüssen der Eingeborenen sehr schnell entfliehen.

Eine Zeit lang war Robinson der Held des Tages und auf inständiges Bitten liess Tante Schwarz Roderich mit seinem Hündchen Fedelint, der das Lama vorstellte, einen ganzen Nachmittag allein auf der Insel, damit er die Robinsons-Freude recht auskosten könne. Die gute Tante sass die ganze Zeit über verborgen in einer Laube und wachte über das Wohlergehen ihres Lieblings, den sie in seiner weltfernen Ein-

samkeit beobachtete. Am Abend holte sie ihren von den Mücken ganz roth gesprenkelten Robinson in einem Kahne, der natürlich einen nach Europa segelnder Dreimaster vorstellte, wieder ab.

Die Spaziergänge waren voller Abenteuer. Eine harmlose Blindschleiche, die sich durchs Gras ringelte, schwoll zur Riesenschlange an, eine Feldkatze war der auf Beute lauernde Tiger, das Kornfeld ein Wald von Bambusrohr, durch den man in Erwartung neuer Abenteuer schritt. Jeder Begegnende wurde bedeutungsvoll in das phantastische Gewebe verflochten. Der Gendarm, der die Landstrasse einherritt, ward ein auf Abenteuer ausziehende Ritter, der Jäger, den man durch die Buchenwaldung dahingehen sah, ein junger Prinz, der das verzauberte Schloss aufsuchte, und jeder alte Bettler mindestens ein höchst geheimnissvoller Greis, wenn nicht ein vertriebener König, der seinen Reichsapfel und seine Krone in seinem Bettelsack bei sich trug.

Am liebsten richteten sie ihre Spaziergänge nach dem sogenannten „schwarzen See“, einem harmlosen Teich im Stadtwalde, der wegen der ihn rings umgebenden gewaltigen Eichen, die ihre Schatten über ihn warfen, eine dunkle Farbe zur Schau trug. An der einen Seite, wo die Bäume nicht so dicht standen, lag die Ruine eines alten Jagdhäuschens mit einer gewaltigen vom Blitzschlag halb zerstörten Eiche, die aus dem spärlichen Grün ihrer Zweige viele kahle weissgebleichte Aeste hervorragen liess. Hier herrschte der dämmernde Reiz der Sage und warf auf die Natur den unheimlichen Schatten einer furchtbaren That, die an dieser Stelle einst geschehen sein sollte. Hier hatte, so erzählte man sich, vor langer Zeit ein Jäger sein unschuldiges Weib aus Eifersucht ermordet, und war dann unter derselben Eiche vom Blitze erschlagen worden.

Alle Geschichten, welche die Tante hier erzählte, hatten einen besonderen Reiz, vornehmlich wenn sie sich in das Gebiet des

Unheimlichen begaben. Der dunkle glatte See, der, wie die Leute sagten, keinen Grund hatte, die riesigen Eichen, die im Sonnenschein so stumm und gewaltig dastanden, die grünen Waldgründe, die tief und geheimnissvoll herüberschauten, und die kaum einmal von dem fernen Schrei eines unbekannten Vogels unterbrochene Stille des Waldes, Alles wirkte dann so unmittelbar, dass Roderich sich dicht an die Tante drückte und sich kaum umzuschauen wagte, denn hinter jedem Busch konnte nun ein ungeahntes und grauliches Geheimniss hervortreten.

So lebten diese beiden Menschen ein eigenthümliches und stilles Leben, bis zur Zeit, da Roderich vierzehn Jahre alt geworden war, die Tante plötzlich erkrankte und nach kurzer Zeit verstarb. Roderich war untröstlich, besonders in den ersten Wochen, da ihn sein Vormund zu einem bekannten Lehrer der benachbarten Stadt, wo er das Gymnasium besuchen sollte, in Pension gegeben hatte. Doch die jugend-

liche Kraft des Kindergemüthes hatte bald überwunden, besonders nachdem sich der anfangs viel verspottete und gefoppte Träumer, der sich in realen Verhältnissen nur sehr unbeholfen bewegte, unter dem Beistand eines älteren Genossen einen mehr schülermässigen Schliff erworben hatte. Zu diesem seinem Mitschüler, einem gutmüthigen etwas phlegmatischen Knaben von fünfzehn Jahren, der nur eine Leidenschaft, nämlich eine enorme Lesewuth besass, fasste er eine unbegrenzte Zuneigung. Dieser blonde starkknochige Junge, Adolph Dorn mit Namen, war von nun ab sein Vertrauter, sein Freund, sein Berather. Sein in der Stadt ansässiger Vater hatte eine sehr reichhaltige Bibliothek von Dichterwerken aller Völker. Dort hockten die beiden Knaben stundenlang und lasen und lasen, dass sie oft ganz dumm im Kopfe waren. Eine Menge von deutschen, englischen und französischen Romanen ward dort verschlungen, und aus allen blieb Abenteuerliches in Roderichs Kopf zurück.

Die Cooperschen Erzählungen erfüllten beide mit einem überschwellenden Strom von Begeisterung. Das Indianerthum ward in der Klasse eingeführt, und es gab Keinen, der nicht seinen Kriegsnamen führte. Adolph hiess wegen seiner Körperkräfte „der grosse Büffel", während Roderich ob seiner Leichtfüssigkeit den Namen „der schwirrende Pfeil" davontrug. Die beiden Freunde ritzten sich eines Tages mit einem Federmesser die Brust über dem Herzen, mischten ihr Blut mit einander, tauschten ihre Namen und schlossen den ewigen Waffenbund der Freundschaft.

Darnach geriethen sie über Hoffmann, dessen Schriften sie ebenfalls in der Bibliothek fanden. „Kater Murr", „die Serapionsbrüder", die „Phantasiestücke in Callots Manier", versetzten sie in eine abenteuerliche Welt. Die „Elixire des Teufels" wurden mit innerem Grauen verschlungen. Die Welt nahm nun einen geheimnissvollen Charakter an. Von jedem alten Mann, der etwas sonderbar erschien, wurde Ausser-

gewöhnliches vermuthet, und ein altes Haus in der Schulstrasse, dessen Läden immer geschlossen waren, und in dessen Dachrinne das Gras wuchs, bevölkerten sie mit wunderlichen Gestalten ihrer Einbildungskraft. Das alte Obstweib an der Ecke der Schulstrasse wurde ihnen höchst merkwürdig, denn es hatte eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem bronzirten Aepfelweib im „goldenen Topf," und es erschien Roderich damals als das höchste Glück, wie der Student Anselmus beim Archivarius Lindhorst alte Manuscripte zu kopiren und hernach mit der schönen Serpentina auf dem Rittergut in Atlantis zu leben.

In diese Periode fiel auch die Leidenschaft, durch allerlei sonderbares Getöne sich zu vergnügen, das sie auf einer echt spanischen Laute, die sich Roderich zu verschaffen gewusst hatte, hervorbrachten, welche eigenthümlichen, oft selber komponirten, Dinge sie für Musik ausgaben. Eine Sängerin erschien ihnen damals als eine solche „aus Aetherduft und Mondschein

gewebte Nachtigallenbraut", dass ein irdischer Mensch es wohl nimmer wagen dürfe, sich ihr profaner Weise zu nähern.

Nach diesem geschah es, dass sie über Heine geriethen und sich Beide verliebten. Sie erledigten nun alle Tollheiten, die verliebten Primanern eigen zu sein pflegen, in überschwänglicher Weise. Nur, da sie unterschiedliche Naturen waren, ereignete es sich, dass sich die Tollheit bei Adolph mehr in sinniger Weise, so zu sagen im stillen Sitzen äusserte, während sie bei Roderich exotische Schossen trieb und sich in wunderlichen Kapriolen des Geistes offenbarte. Sie standen des Nachts „wie Säulen" im Mondschein vor den Fenstern der Geliebten, und es war Beiden gemeinsam, dass sie sich oft sehr unglücklich fühlten und ihr Leben für vergiftet erklärten. Aber wenn sie unglücklich waren und ihr Leid gemeinsam in den Wald trugen, wo „die Blumen ihre Schwestern" sie mit mitleidigen Augen ansahen, und es so schön war, unglücklich zu sein, da streckte Adolph ge-

meiniglich seine starken Glieder in das Gras, stillem Brüten ergeben über die Grausamkeit der Geliebten, mit welcher er übrigens noch nie ein Wort gesprochen hatte, während es Roderich angemessen erschien, in der Nähe umherzuwandeln und wilde Reden auszustossen und sein Leid den Bäumen zu klagen. Und auch seine Geliebte, ein kleiner dicker Backfisch mit blonden Haaren und Sommersprossen, hatte keine Ahnung von seinen Schmerzen.

In dieser Zeit verfertigte Roderich eine Anzahl von Adolph höchlich bewunderter Gedichte und schrieb sie säuberlich in ein Büchlein mit rothem Einband.

Unter so mannigfachen Thorheiten und Ereignissen verlief die Zeit, und schliesslich trennte das Schicksal die Freunde, indem Beide auf verschiedene Universitäten gingen.

Hier war es, wo Roderich seine Tollheiten mehr in das praktische Leben übertrug und wirkliche Abenteuer anstatt der erdichteten, suchte. Da die Universität in einer gebirgigen Gegend lag, und für Ro-

derich als geborenem Flachländer schon in dem Wort Gebirge ein romantischer Reiz lag, so ward er in der ersten Zeit nicht müde, die Berge zu durchstreifen, immer in der Erwartung eines Aussergewöhnlichen. Dies trug sich jedoch sehr sparsam zu. Allein es geschah doch zuweilen Etwas und tröstete ihn.

Einmal verirrte er sich und musste die Nacht unter einem vorspringenden Felsen zubringen, nachdem er lange vergebens nach dem fernen Lichte ausgeblickt hatte, das bei solchen Situationen in allen Geschichten, die er gelesen hatte, vorhanden war und gemeiniglich zu höchst seltsamen Abenteuern führte. Die Nacht war kalt und es kam ein Regen, der ihn unter dem dürftigen Schutze der Felsen nicht schlafen liess. Ein vierzehntägiger Schnupfen war das Resultat. Er verstieg sich einmal und rettete sich nur durch einen kühnen Sprung; er rutschte einmal einen Abhang hinab, und musste sehr klettern, ehe er wieder in Sicherheit kam. Das

Schönste war aber, dass er einmal eine versprengte Schaar wirklicher Zigeuner traf. Er dachte schon, nun fange das Glück an ihm zu lächeln. Zwar suchte er vergebens die junge braune Zigeunerin mit dem schwarzen Schlangenhaar und den geschmeidigen Gliedern, die in den Romanen nie fehlte und dem Fremdling, während sie Zingarella tanzte, aus den nachtschwarzen Augen verzehrende Gluthblicke zuwarf, allein es war doch wenigstens eine Alte da mit einem rothen Tuch um den Kopf und wackelndem Kinn, die ihm aus den Linien seiner Hand unsägliches Glück prophezeihte. Es waren auch braune Kinder vorhanden, die nicht appetitlich anzusehen waren und schwarze scheue Augen hatten, und es gab auch eine junge Mutter, die vor ihm sitzend ihr nacktes Kind säugte, während er mit den Männern am Feuer lag und Wein trank, den sie für sein Geld aus dem nächsten Dorfe geholt hatten. Sie waren sehr lustig und sangen Zigeunerlieder, und dann sang Roderich ein

Studentenlied, und so abwechselnd, und zuletzt tranken sie Brüderschaft. Dazu loderte das Feuer, die Nacht stand schwarz über den Bergen, und unzählige Sterne flimmerten auf sie herab. Roderich trank viel Wein und schlief mit sehr gesteigert romantischen Gefühlen ein.

Dagegen waren die Empfindungen, mit denen er am anderen Morgen aufwachte, sehr wüster Natur, und im Kopfe sass ihm ein unbehagliches Etwas und bohrte. Die Zigeuner waren verschwunden, nur die Luft zitterte noch über den heissen Aschenüberresten des Lagerfeuers. Die Sonne war eben aufgegangen; er wollte nach der Uhr sehen, allein sie war nicht vorhanden, und als er böser Ahnungen voll nach seiner Geldbörse griff, fand er sich um eine zweite theuer erkaufte und unangenehme Erfahrung bereichert. Die Gefühle, mit denen er hungrig und sehr elend nach Hause schlich, waren dieser Situation angemessen.

Doch das ward Alles in den Wind geschlagen und war in der Erinnerung doch

schön. Er ward nun auch bekannt unter den übrigen Studenten und trieb mit ihnen allerlei sonderliche Dinge. Er studirte vielerlei durcheinander, nippte von Allem nur den Schaum und nur das Sonderbare vermochte ihn zu fesseln. Er hatte in der Stadt einen alten Junggesellen kennen gelernt, der in dem Giebel eines uralten verräucherten Hauses lebte und in seinem einsamen Leben allerlei abenteuerliche und sonderbare Dinge zusammengehäuft hatte. Alle Zimmer waren dort mit dem merkwürdigsten Hausrath und den verrücktesten Fratzengebilden, die je eine ausschweifende Phantasie in Holz, Glas, Stein, Elfenbein oder Porzellan hervorgebracht hat, überladen. Alte schweinslederne Bände, angefüllt mit den Faseleien und dem Aberglauben finsterer Jahrhunderte, standen an den Wänden auf Borten gereiht, und die hundert Schiebefächer und Kästen enthielten Manuscripte, Handzeichnungen, Kupferstiche, Amulete, Gemmen, Münzen und tausend ähnliche Dinge, die in irgend einer

Weise sich durch Seltsamkeit auszeichneten. Und es war nur diese Eigenschaft, die den Alten bewog, dergleichen zu erwerben. An der Schönheit ging er ungerührt vorüber, allein eine ausgesuchte phantastisch sonderbare Hässlichkeit musste er besitzen. Die Leute behaupteten von ihm, er sei nur deshalb Junggeselle geblieben, weil er den Idealkobold seines Herzens nicht gefunden habe.

Bei diesem alten Herrn, der mit einem gelben Schlafrock und gleichfarbigem kleinen Gesicht ausgerüstet war, stets ein schwarzes Käppchen auf dem kahlen Schädel trug und über eine grosse Brille mit unheimlich schwarzen Augen hinwegstarrte, verlebte Roderich manche Stunde. Sie sassen und studirten zusammen in den alten Büchern oder Handschriften, sie ergötzten sich an den sonderbaren Phantasiegebilden der Kupferstiche und trieben allerlei vergessene und längst begrabene Dinge mit einander, die sie in den vergilbten Büchern beschrieben fanden. Sie stellten sich gegenseitig

ihr Horoskop und fanden, dass ihnen noch allerlei Sonderbares bevorstehe, ja sie hätten sogar das Goldmachen versucht, wenn das Licht der neuen Zeit nicht zu grell in ihr Treiben geleuchtet hätte.

Unterdessen versäumte Roderich doch nicht, mit seinen Bekannten allerlei junge übermüthige Tollheit zu treiben, gleichsam als Gegengewicht zu der alten vermoderten schweinsledernen, die oben in dem alten Giebelhause war.

Er ward mit seinen Genossen am hellen Tage in allerlei Verkleidungen gesehen. Eine junge Dame ging eines Tages auf der Promenade und rief jedem Studenten, der ihr begegnete, ein: „Prosit, altes Haus!" zu. Schliesslich entdeckte man Roderich unter dieser Maske. Mitten im Winter, da es Stein und Bein fror, und die Sperlinge todt aus der Luft herabfielen, ward er in blauem Frack, weisser Weste und Nankinghosen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe lustwandelnd gesehen — und roch

an einem Blumenstrauss und fächelte sich mit einem gelbseidenen Taschentuch.

Dieses waren aber nur die äusseren Blüthen seiner Tollheit; in seinem Hirn trieb sich Tag für Tag eine neue Schaar abenteuerlicher Gedanken und Einbildungen umher. Sein Geist haftete nie an den Dingen, wie sie sich wirklich darstellten, er nahm stets seinen Flug zu den entlegensten Fernen. Er liebte es nicht, Etwas auf geradem Wege zu erreichen und schaffte sich nöthigenfalls künstliches Hinderniss und Wirrsal, das sein Element war.

Es begab sich auch einmal, dass er ins Karzer gesteckt wurde, und ihm die Poesie der Gefangenschaft aufging. Alle Geschichten von Gefangenen, die er je gelesen, schwirrten durch sein Hirn und wurden lebendig. Er erfand eine melancholische Inschrift und gesellte sie den vielen Namen, Wappen und gekreuzten Schlägern bei, mit denen gelangweilte Vorgänger die Wände reichlich geziert hatten. Am Abend des letzten Tages fiel ihm Trenck ein, und

dessen wunderbares Entkommen durch einen ins Mauerwerk gearbeiteten Gang. Sofort fing er an, versuchsweise ebenfalls zu bohren und verfertigte auch im Laufe der halben Nacht mit seinem Taschenmesser ein höchst anerkennenswerthes Loch in der Wand des Karzers. Fast mit Bedauern an seine morgige Befreiung denkend, schlief er darnach auf seinem harten Lager ein.

Doch die Zeit verging; nach einigen Jahren hielt Roderich seine Studien für vollendet und empfand Sehnsucht nach seinem väterlichen Hause.

So war er denn eines Tages wieder in Golnow, gereift an Wunderlichkeit und Tollheit, und sorgte vermöge dieser Eigenschaften weidlich für die Unterhaltung seiner Mitbürger. Er war nun vierundzwanzig Jahre alt und sah ganz stattlich aus mit dem dunklen etwas wild gelockten Haar und dem vollen Bart, der sein Gesicht umgab, so dass manchem Mädchen das Herz pochte, wenn er sie mit den grossen dunklen Augen anblickte. Er kümmerte

sich aber nicht viel darum, denn er hatte zuviel mit seinem Hause zu thun. Da waren viele Einrichtungen, die ihm nicht gefielen, denn sie trugen nur den Charakter einfacher bürgerlicher Behaglichkeit, und befriedigten seinen Sinn nur mässig. Er war reich und Herr seines Vermögens; nun wollte er Alles so einrichten, wie er es sich in einsamen Stunden erträumt und erdacht hatte. Eines Tages reiste er in die Residenz, und bald nach seiner Rückkehr kamen grosse Wagen gefahren, Kisten wurden vor seinem Hause abgeladen, Sendung kam auf Sendung, und man sah Roderich nur noch zwischen Haufen von Stroh und Heu aus aufgeschlagenen Kisten mit seinem Diener Dinge auf Dinge herausnehmen, dergleichen in Golnow noch nie gesehen waren.

Da waren sonderliche chinesische Vasen, Fächer und Sonnenschirme, abenteuerliches Porzellanvolk mit Schlitzaugen und spitzen Hüten, Pagoden mit wackelnden Köpfen, bunte Vorhänge und schimmernde Decken,

— niegesehen und fremdartig. Seltsame Waffen kamen zum Vorschein, Kriegskeulen und Tomahawks, indianische Federkronen, Boomarangs, Pfeile und Bogen. Dann gab es in einer Kiste vielfaches gläsernes Trinkgeschirr, gebauchtes und spitzkelchiges, alte Glaspokale mit grellbuntem Bilderwerk und alterthümliche grüne Römer, Tummler, die sich selber aufrichteten, wenn man sie niederlegte und dergleichen mittelalterliches Trinkgeräth.

Kupferstiche und alte Holzschnitte, Schnitzwerk und Bilderwerk, Alles kam aus den Kisten hervor und über Alles war der Hauch der Seltsamkeit ausgebreitet.

Auch was die Möbelwagen brachten, liess die Golnower erstaunen. Für dergleichen altmodisches Zeug hätten sie keinen Pfennig gegeben, meinten sie. Und sie flüsterten sich fabelhafte Preise ins Ohr und zuckten die Achseln. Da war Manches wurmzerfressen und wacklig und sah gebräunt und vergessen aus. Stühle und Tische brachte man ins Haus von alten

verschollenen Formen, Schränke mit wunderlichem Schnitzwerk und gealterter Vergoldung. Die Golnower Strassenjungen kamen gar nicht aus dem Gaffen und Staunen heraus. Einem derselben schenkte Roderich einen Indianerpfeil mit bunten Federn und machte ihn dadurch zu einem der glücklichsten Sterblichen. Der Junge verehrte ihn wie ein Heiligthum, gab ihn nie aus der Hand und gestattete Besichtigung nur aus respektvoller Entfernung.

So ward allmählich das Haus eingerichtet und nahm zu an Wunderlichkeit, bis es fast so bunt darin aussah, wie in dem Gehirne seines Bewohners. Er hatte sich einen Maler aus der Residenz kommen lassen, der ihm ein Zimmer nach dem Garten hinaus, das er zu seinem Allerheiligsten bestimmt hatte, ausschmücken sollte. Dort entstand nun an den Wänden ein buntes Rankenwerk von Arabesken, und was nur je an phantastischem Gethier und an märchenhafter Menschengestaltung sich auf goldenem Grunde durch Ranken-

werk geringelt, sich in Blumenkelchen gewiegt, hinter Blättern hervorgegrinst hatte, das lebte und webte dort in tausendfacher Gestalt, in wunderlich launenhaftem Spiel. In diesem Raum war mit grosser Sorgfalt unter Hülfe des Malers, dem Roderichs abenteuerliches Wesen gefiel, ein phantastisches Ganzes zu Stande gebracht, und die äussere Ausschmückung der Wände mit den Geräthen, die hier alle von ausgesuchter Seltsamkeit waren, und allen Dingen in eine solche Harmonie gesetzt, dass es wirklich in seiner Art vortrefflich war. Entsprechend gefärbte Vorhänge an den Fenstern waren so eingerichtet, dass sich jede Art der Beleuchtung erzielen liess, vom träumerischen Dämmern bis zum hellsten Licht.

Darnach legte er sich auf die Gartenkunst und war bemüht, den ohnehin schon sehr vernachlässigten Garten in kürzester Zeit in eine Wildniss zu verwandeln. Auch diese Bemühung war von Erfolg gekrönt.

Unter diesen Bestrebungen war ein Jahr vergangen. Es konnte nicht fehlen, dass Roderich mit den Golnowern in mannigfache Berührung kam. In der ersten Zeit waren seine Sonderbarkeiten das tägliche Gespräch; dann gewöhnte man sich daran und schliesslich nahm man sie als Etwas hin, das da war, und nur Fremden gegenüber blieb es ein beliebtes Thema, denn man betrachtete Roderich als eine Stadtmerkwürdigkeit, auf die ein richtiger Bürger bekanntlich so stolz ist, als sei diese sein eigenes besonderes Verdienst.

Mit einigen Familien hielt er auch eine Art von Umgang, insofern er in kometenartig launenhafter Weise durch ihre Kreise schweifte, niemals bei einer Einladung zuverlässig zu erwarten war, und gemeiniglich irgend eine absonderliche Thorheit beging, die ihm jedoch meistens in Anbetracht seines liebenswürdigen Vermögens mildiglich verziehen ward. So konnte es denn auch nicht fehlen, dass Schmeichelei und die Duldung, mit der man ihm begegnete, seine Launen

zu einer imponirenden Grösse heranfütterten. In seinem Hause, das er nun zu einem buntscheckigen Museum der Abenteuerlichkeit vollständig umgewandelt hatte, gab es noch eine Zeit lang zu rücken und zu ändern, allein bei der ausserordentlichen Rührigkeit und Energie, mit der Roderich Alles betrieb, erreichte auch das bald seine Endschaft. Es steckte überhaupt eine solche Summe von Thatkraft in ihm, dass es bedauerlich zu sehen war, wie sie so in Seifenblasen und Schnarrwerk verpufft ward.

Nach der Fertigstellung aller dieser Arbeiten kam eine Leere über ihn, und es wollte ihm in seinem Hause gar nicht so behagen, wie er sich anfangs vorgestellt hatte. Es sah ihn doch Alles so fremd an und war ihm nicht behaglich, denn die Erinnerung hing nicht an diesen Dingen. Der Hauptgrund war aber wohl der, dass nichts mehr daran zu thun war. Er fing nun an, mehr in Gesellschaften zu gehen und veranstaltete zur Einweihung seiner

neuen Hauseinrichtung ein grossartiges Maskenfest mit Wasserkorso und Feuerwerk, von dem man heute noch in Golnow zu erzählen weiss. Endlich fing er an, sich zu langweilen und sprach im Kreise der jungen Leute viel von dem stagnirenden Leben in kleinen Städten, von eingeengten Strömen, von den Schranken des bürgerlichen Lebens, von Philisterthum und verrotteten Ansichten. Schliesslich behauptete er dann regelmässig, er würde alle Annehmlichkeiten von ganz Golnow dahingeben für ein einziges richtiges Abenteuer. So lebte er eine Zeit lang, las viel in seinen Büchern, lag in seiner Hängematte in dem verwilderten Garten, fuhr auf dem See, ritt auf seinem Schecken spazieren — änderte und rückte an allen Dingen, die um ihn waren, allein es half nichts, die Langeweile war und blieb vorhanden. Zuletzt entschloss er sich, um diesem Dämon zu entgehen, eine Reise zu unternehmen, und fing an die nothwendigen Vorbereitungen zu treffen.

II.

So standen die Sachen, als ihm eines Tages von einem unbekannten fremdartig aussehenden Menschen in geheimnissvoller Weise ein Brief in die Hand gesteckt ward, der folgendermassen lautete:

Im Namen des Bundes!

Die heilige Sache bedarf der Männer! Ihr seid ein Mann!

Wollet Ihr es beweisen, so findet Euch in der Nacht zum ersten August um 12 Uhr bei der alten Eiche am schwarzen See ein. Dort wird eine Zusammenkunft der Blauen und Braunen stattfinden, und Ihr werdet in das grosse Geheimniss eingeweiht werden.

Unserer Feinde sind viele, und sie schleichen im Dunkeln. Darum seid bewaffnet und auf Eurer Hut. Eurer Ehrenhaftigkeit vertrauen wir.

Solltet Ihr dennoch nach Verrath trach-

ten, so wird die Hand des Rächers Euch zu finden wissen!

Gegeben um Mitternacht.

Der Bund der Blauen und Braunen.

Das war endlich ein Abenteuer. Bei Roderich stand es fest, dass er dort hin müsse, koste es was es wolle. Es war am 30. Juli Abends, als er den Brief erhielt, und er schlief die ganze Nacht nicht im Grübeln über diese Angelegenheit. Es war damals eine Zeit, wo viele dunkle Gerüchte über geheime politische Gesellschaften bestanden und eine gewisse Gährung durch die Welt ging. Golnow war in seiner abgeschiedenen Lage weniger davon berührt gewesen, doch nun schien es ja anders zu werden.

Mit dem Grauen des Morgens erhob sich Roderich von seinem Lager und besichtigte seine Waffensammlung, um Passendes auszuwählen. Er entschied sich nach langem Suchen für ein italienisches Stilett mit eingelegter Arbeit am Griff und für ein kurzes karabinerartiges Gewehr, das

er unter seiner Kleidung verbergen konnte. Er brachte den Vormittag damit zu, diese etwas vernachlässigten Dinge in Stand zu setzen und im Garten das Gewehr zu probiren. Den Dolch schliff er, bis seine Spitze haarscharf war, und wie ein Edelstein funkelte.

Der Nachmittag ward in gewaltiger Unruhe verbracht. Endlich ging auch der vorüber und die Sonne legte sich nach dem schwülen Tage in einem flammenden Gebirge von Wolken zur Ruhe.

Als es ganz dunkel geworden war, nahm Roderich seine Waffen, ging an den See hinab und setzte sich in sein kleines Boot. Dann ruderte er quer über den See nach dem Punkte hin, wo der Wald bis an das Ufer heranging. Es war eine ganz stille und schwüle Luft, der Himmel war mit einem dichten Gewebe von Wolken bedeckt, nirgends blickte ein Stern hervor. Im Westen träumte noch in langem Streif am Horizont ein mattes Roth, der Wiederschein eines Tages ferner Länder. Ueber

dem Wasser herrschte ein ungewisses und einförmiges Dunkel, so dass es Roderich oft schien, wenn er mit Rudern anhielt und nach der Richtung spähte, als schwebe er mitten in einem unbegrenzten dunklen Raum, über sich und unter sich das unendliche Nichts.

Dann blickte er zurück nach den ruhigen Lichtern der Stadt und richtete den Lauf seines Kahnes darnach. Endlich sah er das schwarze Ragen des Waldes gegen das ungewisse Grau des Himmels hervorgehen, und dann stiess sein Fahrzeug scharrend auf den Ufersand. Er gebrauchte einige Zeit, um sich über den Punkt seiner Landung zu orientiren; dann schlug er den wohlbekannten Waldweg ein, der unmittelbar zum schwarzen See führte.

Ihm waren die Wälder seiner Heimath zu wohl bekannt, sonst hätte er bei dem undurchdringlichen Dunkel, das unter den ragenden Bäumen herrschte, sich gar leicht verirren können. Er war in einer ungewöhnlichen Aufregung und achtete mit

gespannten Sinnen auf die unbekannten Laute, die sich aus dem allgemeinen Schweigen hervorthaten. Dann stand er von Zeit zu Zeit und lauschte in die Ferne hinaus, und wenn er dann weiter schritt, war nur das Tönen seiner eigenen Schritte vernehmlich, und das Rascheln des Laubes, das sein Fuss berührte.

Horch, was war das? der Ton, der so feierlich von ferne herüberkam? Roderich athmete gleich wieder beruhigt auf; er hörte die Thurmuhr in der Stadt, und es schlug eilf.

Nach einiger Zeit sah er vor sich eine etwas hellere Schattirung des Dunkels zwischen den Bäumen stehen und er wusste, dass er an seinem Ziele angelangt war. Das Wasser lag mit den verschwommenen Grenzen der Dunkelheit vor ihm, und ringsum sah er den schwarzen feierlichen Kreis der Waldbäume sich gegen den helleren Himmel abheben. Unterdessen war der Mond aufgegangen und säumte die schweren Wolken, die ihn verbargen,

mit mattschimmernden Rändern. Roderich hatte schon auf dem Wege sein Gewehr hervorgenommen und sich durch einen Griff nach seinem Stilett von dessen Zugänglichkeit überzeugt. Jetzt spannte er den Hahn des Karabiners und spähend und vorsichtigen Schrittes näherte er sich, am Rande des Wassers hin gehend, der alten Eiche. Es war Alles todtenstill dort. Nur einmal erschreckten ihn zwei wilde Enten, die plötzlich schnatternd aus dem Wasser aufflogen und mit sausendem Flügelschlag über den See gingen. Er hörte sie klatschend wieder auf das Wasser fallen, und dann war Alles wieder wie zuvor.

Er hatte nun die Eiche erreicht. Sie stand in dunkler Mächtigkeit vor ihm; die abgestorbenen weissgebleichten Aeste ragten aus dem Laubwerk hervor und leuchteten in mattem Schimmer. Daneben starrten ihm die schwarzen fensterlosen Augenhöhlen der Ruine gespenstig entgegen.

Die Dunkelheit hatte sich durch das Aufgehen des Mondes um ein Geringes vermindert, und Roderich stand nun eine Weile in spähendem Horchen. Doch es war nichts weiter umher, als das Schweigen der Nacht. Dann trat er in die Höhlung der Eiche und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Und als er nun hier regungslos stand und lauschte, kamen allmählich die Stimmen der Nacht an sein Ohr. Da war zuweilen ein Rieseln in dem Laub der Bäume, oder es arbeitete etwas mit leisem Rascheln durch die welken Blätter am Boden, oder es kam aus dem Walde hin und wieder ein Tönen, ein fernes Rufen oder Kreischen, oder sonst etwas, das unbekannt war. Dann lenkte sein Blick sich auf den See, über dem ein ungewisser Nebelduft lag, denn ein Wispern ging zuweilen durch die Rohrhalme, oder es gab hier und dort ein leises springendes Plätschern. Einmal kam auch eine Nachtschwalbe geschossen, schwankte taumelnden geräuschlosen Fluges um die

Eiche und flog dann gegen den Waldrand, wo das Dunkel sie wieder aufnahm.

Dann war ihm einmal, als höre er leise vorsichtige Schritte im Walde, er horchte gespannt, allein es verlor sich wieder, und dann war es wieder so still, dass nur das einförmige Sieden der Einsamkeit in seinem Ohr war, und er fühlte, wie er mit dem aufgeregten Pochen seines Herzens so allein stand in der grossen Oede der Dunkelheit.

Unterdess ward es wieder finsterer, denn das Gewölk des Himmels ballte sich immer schwerer zusammen, und über den Bäumen ihm gegenüber zuckte zuweilen der Wiederschein ferner Blitze, wie Traumgedanken der schlafenden Natur.

Die Zeit schlich über den Zeitraum dieser Stunde dahin, wie eine Schnecke über einen Waldweg.

Die dunklen unbekannten Gegenstände, die unbeweglich mit ungewissen Umrissen umherstanden, schienen Roderich zuweilen zu wachsen und eine andere Form anzunehmen, er sah allerlei Gebilde in

ihnen, die nur bei schärferer Betrachtung sich wieder in die Umrisse eines Busches oder Baumstumpfes auflösten.

Doch horch! — was war das? Vom Walde her kamen leise Schritte, und zuweilen raschelte es im Laub oder knickte ein trocknes Zweiglein. Dann stand es wieder und schien zu lauschen. Jetzt war es wieder da und kam auf den See zu, man hörte, wie es das trockne Gras am Ufer streifte. Nun plätscherte das Wasser ein Weniges, und plötzlich fuhr Roderich zusammen, denn er sah gegen das hellere Wasser eine dunkle Gestalt am Seeufer stehen. Er fasste krampfhaft sein Gewehr; da wendete sich die Gestalt und trat etwas weiter vor. Plötzlich liess er beruhigt die Büchse wieder sinken, denn er sah, es war nur ein Rehbock. Jetzt sicherte das Thier nooh einmal mit erhobenem Kopfe und beugte sich dann ruhig zum Aesen nieder. In Roderich erwachte plötzlich die Jagdlust. Er erhob das Gewehr und zielte; der Bock stand gerade schussgerecht, die heller

werdenden Blitze liessen ihn ganz deutlich erkennen. Allein sofort fiel ihm auch ein, weshalb er hier war, und zögernd setzte er das Gewehr ab. Da kamen plötzlich wieder die fernen Töne der Thurmuhr herübergeschwommen, es schlug Zwölf. „Endlich!“ dachte Roderich, und zugleich schnürte sich sein Herz zusammen vor Erwartung. Er zählte unwillkürlich die langsamen Schläge der Glocke, und kaum war der letzte verhallt, so rollte murrend und langsam der erste leise Donner hinterdrein und schien sich grollend hinter fernen Wolken zu verkriechen. Und kaum war es wieder still geworden, da kam aus der Gegend des Waldes plötzlich ein Blitz und ein scharfer Knall, — der Rehbock schnellte hoch in die Luft und stürzte dann klatschend in das seichte Wasser, wo er regungslos liegen blieb.

Roderich war bei dem unerwarteten Knall zusammengefahren, allein er behielt seine Geistesgegenwart, fasste sein Gewehr und stand mit stürmisch klopfendem Herzen

da, harrend der weiteren Entwicklung der Dinge. Zuerst blieb Alles still, nur die fliehenden Flügelschläge eines durch den Schuss aufgeschreckten Vogels waren vernehmlich. Dann kamen vorsichtige Schritte von der Seite, wo der Schuss gefallen war, und — horch! noch vorsichtigere von der entgegengesetzten Seite, und dann kam wieder ein Donner, der lauter als der vorhergehende zwischen den Wolken einherpolterte und ein langes Gemurmel hinter sich her hatte. Als der verstummt war, sah Roderich einen Mann aus dem Dunkel hervortauchen, der sich über den Rehbock beugte, ihn aus dem seichten Wasser hervorschleifte und sich dann mit ihm zu thun machte. Er hörte jetzt wieder von zwei Seiten vorsichtige Schritte, die offenbar sich der Richtung näherten, wo der Mann mit dem Rehbock beschäftigt war. Jener war, wie Roderich bei dem hellen Schein der häufigen Blitze sehr deutlich bemerken konnte, eifrig dabei, das erlegte Wild auszuweiden. Plötzlich brach knisternd

ein Zweig unter dem Fuss des einen der Nahenden und bei dem Leuchten des nächsten Blitzes sah Roderich den Mann hoch aufgerichtet stehen und nach dem Walde hinauslauschen. Kaum hatte er dies bemerkt, so hörte er die Nahenden von beiden Seiten rasch vorspringen, und eine rauhe Stimme rief: „Steh! oder wir schiessen Dich nieder!"

Der Angerufene antwortete nicht, man hörte einen Sprung und rasche Schritte durch das hohe Ufergras, dann blitzten und knallten vier Schüsse hintereinander, man hörte den Mann laut und höhnisch auflachen, und dann mit der grössten Schnelligkeit durch das Gesträuch brechend entfliehen. Der vierte Schuss war aus Roderichs Gewehr gefallen, er hatte in der Aufregung, und als er sich vorbeugte, um den Verlauf der Dinge zu beobachten, den Stecher unvorsichtig berührt.

Jetzt rief die rauhe Stimme wieder: „Zum Teufel, der ist uns entgangen, aber

hier ist noch einer, der Strauchdieb hat auch geschossen!“

„Er sitzt in der hohlen Eiche, ich habe den Schuss blitzen sehen!“ sagte eine andere Stimme, den wollen wir schon fassen!“

Ein neuer Blitz zeigte Roderich zwei Männer, welche in einiger Entfernung von der Eiche vor ihm standen und ihre Büchsen auf ihn gerichtet hielten.

„Steh' Kerl!“ rief nun der Erste, „oder unsere Doppelbüchsen sprechen ein Wort mit Dir!“

„Den Schuft können wir gleich niederschiessen!“ sprach der Andere dazwischen, er hat sich zur Wehr gesetzt!“

Roderich hatte seine Geistesgegenwart wiedergewonnen: „Ihr Männer vom Bunde,“ sprach er, indem er hervortrat, „was drohet Ihr mir, da Ihr mich doch selber zu Eurer Zusammenkunft eingeladen habt, ich habe keine Gemeinschaft mit Jenem, der soeben entflohen ist.“

„Meint Er denn, dass wir ihm seinen

Unsinn glauben?“ sagte der eine der Männer, und mit einem gewandten Griff hatte er ihm beide Hände auf den Rücken geholt und fing an, ihn säuberlich und kunstgerecht zu binden.

„Meine Herren, ich protestire gegen diese Behandlung! Haben Sie mich darum herausgelockt, habe ich darum Ihnen vertraut, dass Sie mich in dieser Weise behandeln? Was haben Sie mit mir vor?“

„Wirst Du schon sehen, mein Schatz!“ war die Antwort, „und nun vorwärts und keine Sperenzen gemacht!“

Diese Aufforderung war von einem ermunternden Kolbenstoss begleitet, und Roderich sah nun wohl ein, dass Sträuben hier nicht half und er am klügsten that, sich ohne Weigerung in sein Schicksal zu fügen. Er liess sich demgemäss ohne Widerstand von den beiden Männern fortführen.

Unterdess war das Gewitter mit Macht heraufgekommen, die Blitze zuckten in kurzen Zwischenräumen und liessen das

Ragen der Baumstämme und das Gefüge und Geglieder ihrer Aeste für einen Augenblick erkennen, so dass das Dunkel, welches sie gleich wieder aufnahm, um so schwärzer erschien. Das Brausen des Windes schauerte in kurzen Stössen durch die Wipfel und brachte bald schwere klatschende Tropfen, welche sich immer vermehrten, und über Allem war das Knattern und Rollen des Donners, der bald in schweren unbeholfenen Stössen über sie hinging, bald in fernen Wolken grollend rumorte.

Die Männer waren still geworden und eilten unter Dach zu kommen; nur zuweilen trieb der eine Roderich mit rauhen Worten zu grösserer Eile an. Nun ward das Zucken der Blitze immer blendender, und die Drei standen oft unwillkürlich still, wenn nach dem grellen Lichte ihnen plötzlich die undurchdringliche Finsterniss entgegenstarrte. Immer schneller folgte das knatternde Krachen, und mit einem Male geschah eine blendende Helle und ein scharfer schmetternder Schlag, und dann war es

ganz still, nur das unsägliche Strömen des Regens war vernehmlich. Darnach kamen noch einige schwächere Schläge, allein die Macht des Unwetters war gebrochen; nur der Regen stürzte unaufhaltsam herab.

Roderich war in dieser Zeit von den schwärzesten Gedanken heimgesucht. Wer waren diese Männer, die ihn in so rauher Weise mit sich fortführten? Wie in der aufgeregten Natur die Blitze, so kreuzten sich in seinem Hirne die Gedanken. War die ganze Geschichte von der Zusammenkunft der Blauen und Braunen nur eine Falle gewesen, um ihn hinaus zu locken und sich seiner zu bemächtigen? Was war der Zweck seiner Gefangennehmung? Und nun kreuzte sich Alles, was er je Aehnliches gelesen oder gehört, in buntem Wirbel in seinem Gehirn: geheime Gesellschaften — Inquisition — Indianergeschichten — italienische Räuber — Gift, Dolch, Mord und Todtschlag — Lösegeld! — Hier durchzuckte es ihn wie ein jäher Blitz: Lösegeld — das war es! Er war sehr wohlhabend und

galt für reich. Die schönste Räuberbande stand in seiner Phantasie sofort fertig da. Zwar war dergleichen in der Golnower Gegend nie erhört worden, und seit Jahren war ausser einigen harmlosen Diebstählen nichts dem Aehnliches vorgekommen — aber Alles das konnte ja anders werden. Er begann in der Geschwindigkeit zu veranschlagen, wie viel die Räuber wohl fordern würden, und überlegte sogar die Mittel, wie das Geld zu beschaffen sei. Dann fiel ihm ein, wohin sie ihn wohl bringen würden. Es musste mindestens eine unterirdische Höhle sein mit geheimnissvollem Eingang, etwa das Kellergewölbe einer alten Ruine, oder ein künstlich gegrabenes verstecktes Hohl in einem Berge.

Deshalb war er sehr erstaunt, als die beiden Männer aus dem Walde mit ihm auf einen freien Platz traten, und er ein wohlbekanntes Försterhaus vor sich liegen sah. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken hatten sich verzogen und den Mond freigegeben, der mit lieblichem Schein auf dem

vom Regen glänzenden Dach des Hauses lag und in die dunklen Baumschatten der Linden schimmernde Lichter säumte. Hunde kamen jetzt bellend gesprungen, und auf das Klopfen der beiden Männer nahten nach einiger Zeit schlürfende Schritte, und die Thür ward von einem alten weissköpfigen Mann, der eine Art Diener zu sein schien, geöffnet.

„Den Einen haben wir," sagte der Eine der Jäger, „den Spitzbuben, er hat auf uns geschossen!"

„Wir wollen ihn in die vergitterte Kammer sperren," sagte der alte Mann, „dort bricht er gewiss nicht aus, und ausserdem lassen wir Pluto vor der Thür liegen, der ist wachsam. Komm, Pluto! komm, mein Hund!" rief er, und ein grosser schwarzer Hund, der in der Nähe stand und Roderich mit misstrauischen Blicken betrachtete, kam näher und liess ein dumpfes grollendes Knurren hören.

Roderich war nun Alles klar. Man hielt ihn für einen Wilddieb. Er nannte seinen

Namen und verlangte den Förster zu sprechen, der ihm persönlich bekannt war. Anfangs ward ihm natürlich nicht geglaubt, aber schliesslich setzte er doch durch, dass einer der Jäger abgeschickt wurde, um den Förster zu wecken und ihm den Vorfall mitzutheilen. Dieser trat dem Abgesendeten schon angekleidet entgegen, denn von dem Lärm war er erwacht und hatte den letzten Theil des Wortwechsels mit angehört. Nun änderte sich Alles. Roderich ward auf Befehl des Försters freigegeben und zugleich eine Magd geweckt, die ihm in einem der oberen Zimmer ein Bett bereitete. Mit kurzen Worten erzählte er jetzt, wie er in diese Lage gekommen sei, freilich unter verwundertem Kopfschütteln des Försters, der von Roderichs Sonderbarkeiten zwar schon gehört hatte, zum ersten Male aber ein so vorzüglich ausgewachsenes Exemplar dieser vor Augen sah. Dann war das Bett bereitet, die beiden Männer wünschten sich eine gute Nacht, und Roderich stieg, geführt von dem alten Diener, der kopf-

schüttelnd die Wendung der Dinge beobachtet hatte, hinauf in das ihm bereitete Zimmer, in dessen Fenster schon der grauende Tag hineindämmerte.

Anfangs konnte er nicht einschlafen, es wogte noch die Menge der Erlebnisse in seinem Kopfe, doch schliesslich, als schon ein vorwitziger Sonnenstrahl schräge in das Zimmer kam, verfiel er in einen unruhigen traumreichen Schlaf.

Unterdessen rückte der Sonnenstreif, in dem tausend flimmernde Stäubchen webten, immer näher auf ihn zu und ward immer breiter. Draussen im Walde waren die singenden, springenden Musikanten erwacht und mischten sich einer nach dem andern in das grosse Frühkonzert. Dann fing es an, sich im Hause und auf dem Hofe zu rühren, anfangs etwas verschlafen, dann lebhafter. Pferde trappelten über den Hof und Mägde gingen mit klappernden Eimern vorüber.

Und durch das ganze Haus treppauf treppab, durch Küche und Keller, ging ein

leichter behender Schritt, zu dem ein Schlüsselbund leise klirrte und eine liebliche Stimme zuweilen vor sich hin sang. Schelten und Lärm verstummte, wo diese Schritte sich nahten, denn der Friede, die Ordnung und der Frohsinn war mit ihnen. Jetzt kamen die leichten Füsse über den Hof gegangen, an Roderichs Fenster vorbei, und es klang zu ihm empor:

„Mägdlein ging im Feld allein, —
Pflücken wollt' sie Blümelein.
Blüht ein Röslein an dem Hag, —
Doch, als sie das Röslein brach,
Flattert es dahin im Wind . . .
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Die Sonne hatte schon seit einiger Zeit den Raum bis zu Roderichs Bett durchmessen und lag nun friedlich auf seinem etwas blassen Gesicht, so dass er sich schon einmal unruhig gerührt hatte. Als nun noch der Gesang dazukam, erwachte er plötzlich und war, wie es bei ihm zu geschehen pflegte, sofort vollkommen munter. Er horchte dem Gesange, der sich allmäh-

lich entfernte und ihm gar lieblich erschien. Die zweite Strophe verstand er noch:

„Nebenher im hohen Gras —
Männertreu — wie blau blüht das!
Will es binden in den Kranz, —
Aber schnell in luft'gem Tanz
Flattert es dahin im Wind . . .
Ei, wie blühst du so geschwind!"

Dann war eine kleine Pause, und als der Gesang wieder begann, war es so fern, dass er nichts mehr verstand.

Er sprang jetzt auf, um sich anzukleiden, fand aber statt seiner Kleider über den Stuhl einen etwas verschossenen Jägeranzug gebreitet. Er besann sich, dass seine Kleider in der vorigen Nacht sehr nass gewesen waren. Dann kleidete er sich an und ging hinunter. Der alte Diener zeigte ihm das Wohnzimmer und bedeutete ihn, er solle nur warten, der Förster werde bald kommen Eine Magd brachte ihm den Kaffee, und da sass er nun in dem Zimmer voll Morgensonnenschein und wartete. Er hatte Zeit genug sich umzuschauen. Trotz der frühen

Morgenstunde war Alles behaglich und sauber dort, und es schwebte etwas, wie der Geist der Reinlichkeit und Ordnung über den Dingen. Es herrschte nicht die Peinlichkeit, die Jahre lang ein Ding genau auf demselben Platze erhält, es war nicht die abgezirkelte nackte Symmetrie, sondern es war Alles in dem Zimmer, als müsste es so sein und hätte sich selber in eigenem Behagen an der Sache so hingestellt. Einfache Geräthe waren es nur, und an den Wänden hingen in schwarzen polirten Rahmen die bekannten alten Kupferstiche von Hirschen und Rehen mit seltsamen Geweihen, die im Jahre des Herrn so und so erlegt worden waren. Dazwischen war manch gezacktes und gewundenes Rehgehörn angebracht und über der Thür ein Hirschkopf, der die gewaltige Last eines achtzehnendigen Geweihes trug. Die eine Fensterecke des Zimmers war für Roderich am anziehendsten. Dort standen einige vorzügliche Rosen- und Nelkenstöcke vor dem Fenster und ein sauberes Nähtischchen, auf dem

sich ein Körbchen befand mit Knäueln und Täschchen und anderen zierlichen Dingen, und eine angefangene schneeweisse Näharbeit lag darauf, als sei sie eben verlassen worden. Und Roderich sass und wartete und betrachtete alle diese Dinge, wie der friedliche Sonnenschein sie streifte, oder auf ihnen blitzte, wie er die Schatten der Blumen und des Fensterkreuzes auf den Fussboden malte und durch jede Lücke, die er fand, lange Streifen sendete. Von draussen und aus dem Hause kamen unbekannte Laute unbekannter Stimmen, er hörte Thüren zuschlagen und auf der Treppe gehen, allein Niemand kam zu ihm.

Der sonnige Morgen lockte ihn endlich hinaus aus dem Zimmer. Er ging vor die Thür und sass eine Weile unter den Lindenbäumen. Dann zog es ihn weiter, wo der Weg in den Wald führte. Er sah dort eine Bank unter einer schönen Buche, deren breite flache Zweige in dem hellen Lichte der Sonne einen anmuthigen Gegensatz zu dem dunkler dämmernden Hintergrund

des grünüberwölbten Waldweges bildeten. Unter dieser Buche sass er eine Weile und dachte an die Ereignisse der vorigen Nacht und grübelte über dem Zusammenhang des Ganzen, den er nicht zu ergründen vermochte. So hatte er eine Weile gesessen, da hörte er ein Geräusch auf dem Waldwege und eine helle Mädchenstimme rief: „Georg, warum bist Du noch nicht in den Wald; wenn Dich der Vater sieht, wird er schelten!“

Roderich sah sich um und erblickte ein junges sehr einfach gekleidetes Mädchen mit einem Strohhut über dem Arm, das den Waldweg daher kam und nun in dem Augenblick, als sie ihren Irrthum bemerkte, etwas verwirrt still stand und ein wenig erröthete. Dabei hatte ein schräger Sonnenstreif den Weg durch die Zweige gefunden und vergoldete das einfache hellblonde Haar und liess die unschuldige Röthe ihres Angesichtes noch lieblicher erscheinen.

„Ich bin nicht Georg,“ sagte Roderich, „aber ich darf Ihnen wohl für die Gast-

freundschaft danken, die mir in dieser Nacht zu Theil geworden ist."

Sie schwieg eine kleine Weile, dann sprach sie: „Sie sind Herr Haideborn? Der Vater wird gleich kommen, er hat nicht lange mehr im Walde zu thun, und ich sah ihn schon vorhin über die Fichtenschonung gehen."

Als sie zu den Lindenbäumen gelangt waren, trat der Förster gerade aus dem Walde hervor, und um ihn waren zwei schöne Hunde, die ihn stets begleiteten. Roderich und das Mädchen standen nun Beide so lange vor der Thür und erwarteten ihn. Als er näher kam, zog er seinen Hut und grüsste und rief: „Schon aufgestanden, Herr Haideborn? Das kalte Bad schon ausgeschlafen? Das war ein tüchtiges Gewitter diese Nacht. Im Eichenkamp hat es zweimal eingeschlagen; es sind zwei von meinen besten Bäumen."

Roderich wollte jetzt seinen Dank anbringen, allein der Förster wehrte ihn ab: „Schon gut, schon gut, nicht der Rede

werth — Anna, eine Flasche mit grünem Siegel.“ Anna verschwand aus der Thür und die beiden Männer gingen jetzt in die Wohnstube, wo ein Tisch mit schneeweissem Linnen bereits gedeckt stand.

Sie setzten sich einstweilen auf das Sopha, während das Frühstück aufgetragen ward, und der Förster sprach:

„Herr Haideborn, die Leute erzählen allerlei wunderliche Geschichten von Ihnen, und was gestern geschehen ist, lässt mich schliessen, dass sie wohl manchmal nicht so ganz Unrecht haben, aber was mir an Ihnen gefällt, ist, dass sie Muth haben, denn Jedermanns Sache wäre das nicht gewesen, sich in der Nacht an den schwarzen See zu wagen. Meine beiden Jäger, die sonst doch auch nicht viel von Furcht wissen, gingen doch recht ungern daran, dort in der Nacht sich anzustellen. Und was die Sonderbarkeit betrifft, das giebt sich mit der Zeit. Ich habe Ihren Herrn Vater recht gut gekannt, der war auch so, als er jung war. Der wollte auch Mond

und Sterne vom Himmel langen und Alles was bestand auf den Kopf stellen, und ist doch nachher ein so prächtiger vernünftiger Mann geworden. Ich denke mir, das liegt so in der Familie. Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich so offen zu Ihnen rede, denn ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt und Sie habe ich als kleines Kind oft genug auf dem Arm getragen.“

Dann setzten sie sich zum Frühstück. Anna sass an ihrem Nähtischchen, nur zuweilen stand sie auf und ging durch das Zimmer, um die Männer zu bedienen. Dann ward sie zufällig hinausgerufen und der Förster sprach: „Herr Haideborn, ich glaube zu wissen, wem Sie diese ganze Geschichte zu verdanken haben. Ich war neulich beim Bürgermeister, um mit ihm über die Wilddieberei in unserem Stadtwalde zu sprechen, und da dies nun weiter keine Geheimnisse waren, so machten wir das beim Kaffee ab. Es war dort allerlei junges Volk im Zimmer, die steckten die Köpfe zusammen, zischelten und kicherten mit

einander, und ich hörte einmal Ihren Namen erwähnen. Ich hörte auch, dass die Worte 'Abenteuer', 'schwarzer See' fielen und dass unter vielem Gelächter von dem Bunde der 'Blauen und Braunen' die Rede war."

Roderich kam mit einem Male die Erleuchtung; er empfand jenes nagende Gefühl, in den Augen anderer Leute eine lächerliche Rolle gespielt zu haben, wo er in bitterm Ernste handelte. Er bat den Förster, über den näheren Verlauf seines Abenteuers nicht mit Anderen zu reden, verabschiedete sich dann, nachdem er sich umgekleidet hatte, und ging durch den sommerlichen Wald nach Golnow zurück.



III.

Für Roderich kamen nun wieder Tage, die ihm nicht gefallen wollten. Seinen Umgang in Golnow hatte er in Folge der letzten Ereignisse fast ganz abgebrochen und lebte abgeschlossener denn je. Er las sehr viel und ging und ritt sehr viel spazieren in der Umgegend. Zuweilen kam er im Walde in die Nähe des Försterhauses und sah es von ferne liegen in seiner grünen friedfertigen Einsamkeit. Der Förster begegnete ihm zuweilen und redete ein paar Worte mit ihm. Er sprach einmal von der vortrefflichen Ernte auf Roderichs Gut Rothensee, das an den Wald grenzte, und Roderich musste gestehen, dass er seit seiner Anwesenheit in Golnow noch nie in Rothensee gewesen sei. Einst auf einem Spaziergange traf er Anna auf dem Waldwege und grüsste sie. Als sie schon eine Weile vorüber war, schaute er ihr nach und sah die einfache schöne Gestalt unter dem Hallendach der Bäume wandeln. Auf dem

Hügel traf sie ein Sonnenlicht und hob sie in ihrem hellen Kleide schimmernd hervor, bis sie gegen die grüne Dämmerung hinabsteigend hinter der Anhöhe verschwand.

Eines Tages suchte er in seiner Bibliothek ein landwirthschaftliches Werk hervor und fing darin an zu lesen. Es war gar nicht so langweilig, wie er sich gedacht hatte. Die nächste Folge davon war, dass er an seinen Buchhändler in der Hauptstadt um die bedeutendsten landwirthschaftlichen Werke schrieb, die vorhanden waren. Er fing an, wenn er an Feldern vorbeikam, diese zu betrachten und bemerkte, dass viel Beachtenswerthes vorhanden war, wo sich ihm früher nur eine prosaische Leere gezeigt hatte. Er sprach auch zuweilen mit den Leuten und liess sich belehren. Eines Morgens liess er sein Pferd satteln und ritt nach Rothensee hinaus. Es war um die Zeit der Weizenernte, und an der Grenze seines Gutes waren die Leute mit Einfahren beschäftigt. Der Verwalter, der zugegen war, kam

erfreut und begrüsste ihn und machte ihn mit Stolz aufmerksam auf die schweren Garben und die dicht stehenden Reihen derselben. Roderich blieb den ganzen Tag da, liess sich auf dem Gut umherführen und machte den alten Verwalter dadurch zum glückseligsten Menschen. Gegen Abend, als er nach Hause ritt, verglich er die Felder, die am Wege lagen, unwillkürlich mit den seinen und musste sich sagen, dass die seinigen besser waren. Dies erweckte ihm ein eigenthümliches Behagen.

Von dieser Zeit an kam er sehr oft nach Rothensee und endlich beim Beginn der Saatzeit siedelte er ganz dorthin über und blieb auch den Winter dort. Der Verwalter hatte oft seine Noth mit ihm, da er anfangs gern in seine launenhafte Weise verfiel; allein wie Roderich Alles, was er ergriff, mit der grössten Energie und Hingebung betrieb, so hatte er sich auch bald eine gewisse Einsicht in landwirthschaftliche Angelegenheiten erworben, und sah dann

schliesslich doch immer ein, dass der alte Mann Recht habe.

In der ersten Zeit, kurz ehe er ganz nach Rothensee übergesiedelt war, hatte er den Förster wieder besucht und von nun an kam er häufiger und hielt in der Folge gute Nachbarschaft. In seinem Hause zu Rothensee, das noch von seinem Vater her wohnlich eingerichtet war, liess er Alles beim Alten.

Und so verging die Zeit.

Es giebt Menschen, die Jahre lang in verkehrten Gleisen gehen, in die sie äussere Umstände geleitet haben. Manche finden niemals den richtigen Weg wieder und verharren auf ihrer Kometenbahn, bis sie sich immer weiter und weiter von der Sonne der Wahrheit entfernen; manche stehen eines Tages erstaunt da und schauen verwundert auf das, was ihnen bis dahin zur Richtschnur ihres Lebens gedient hat. Bei Roderich war diese Wandelung ziemlich plötzlich eingetreten, allerdings nicht ohne einige äussere Gründe. Es waren

aber auch innere Gründe vorhanden, und einer von diesen war sehr wirksam. Es begab sich nämlich sehr oft, dass Roderich sich darüber ertappte, an eine helle flinke Mädchengestalt zu denken. Anfangs sträubte er sich dagegen, dann liess er es geschehen, und schliesslich war es ihm nicht mehr möglich sich dagegen zu wehren. Wenn er den Förster besuchte, beobachtete er Anna oft im Geheimen und schaute bewundernd, wie Alles so von selber zu gehen schien und sich dem Geist der Ordnung und Freundlichkeit fügte. Es war wie in dem Märchen vom Hausgeist. Man merkt kaum sein Wirken und doch ist Alles gethan. Nie war es, dass sie keine Zeit hatte, oder dass sich ein hastiges Stürzen oder Uebereilen zeigte. Und dann war seiner unruhigen Natur der gleichmüthige Frohsinn erfreulich, der stets mit ihr war und Etwas wie milden Sonnenschein um sie breitete.

Wo war das Ideal eines Weibes geblieben, das er sich früher ausgemalt hatte!



Wo waren die dunklen Gluthaugen, die wallenden schwarzen Locken, die imponirende Gestalt? Wo war der sprühende Geist, der erhabene Flug der Gedanken, die herrlichen Talente? Es war Alles versprüht und verweht und es war an ihrer Stelle ein einfaches blondes Mädchen in einem hellen Gewande, ein kleines Schlüsselbund an der Seite, das fröhlichen Sinnes in dem engbegrenzten Kreise der Häuslichkeit seinen einfachen Beruf erfüllte.

Der Winter ging dahin, der Frühling kam ins Land, und Roderich befand sich immer noch in Rothensee und kam nur selten in die Stadt. Einmal war er dort gewesen und hatte mit einem Gehülfen seinen grossen Garten aufgemessen. Dann sass er eine Zeit und zeichnete und entwarf den Plan einer Umänderung, die im Lauf des Frühlings ausgeführt wurde. Die Wildniss verschwand und machte wohlgeordneten Verhältnissen Platz. Und dann war es wieder Sommer und in Rothensee wogten die Felder von üppigem Korn. Es war nun

über ein Jahr vergangen, seit dem Ereigniss am schwarzen See. Um diese Zeit machte Roderich viele einsame Spaziergänge; es lag Etwas in der Luft und es sollte auch ein Tag kommen, der es zum Vorschein brachte.

Es war ein rechter Sommertag, wie ihn der Anfang des August nur bieten kann. Roderich ging nachdenklich über die Felder zum Walde, um den Förster zu besuchen, mit dem er Etwas zu reden hatte.

Die sommerliche Schwüle schwebte über der Natur, dass man meinte, im Zittern der Luft über den Feldern ihren Flügelschlag zu sehen; die Halme neigten schwer ihr Haupt und zuweilen ging ein warmer Hauch, der das Schrillen der Grillen stärker ertönen liess, über das leise wogende Feld.

Am Rande des Waldes, wo die mächtigen Buchen ihren Schatten über das Kornfeld warfen, zog sich ein schmaler Grasrain dahin, dort stand Roderich und sah eine Weile auf das Feld hinaus. Er blickte über sanfte, wellige, mit Korn



bedeckte Hügel, dazwischen lag manchmal tiefer eine Wiese mit dunklerem Grün und Reihen einförmiger Weiden. Ferner hin schaute Rothensee still wie schlafend aus Baumwipfeln hervor, daneben aus einer Waldlücke der See — die gegenüberliegenden waldigen Ufer in sonnenduftiger Ferne — und dann dehnte es sich bis zum Horizont in blassblau dämmernden Streifen bis zu den sanftgewellten Anhöhen, die den blauen Himmel zu tragen schienen. Es war fast Alles sein Eigenthum, was er überblickte.

Ein sommerliches Summen und Klingen war ringsum und als er weiterschritt, schwirrte das Insektenvolk vor seinen Füssen auseinander. Drunten im Grunde am Waldrand, wo eine schmale Waldwiese ins Feld vorsprang, standen zwei Rehe, aufmerksam mit erhobenem Kopfe zu ihm herüberstarrend. Dann ein plötzliches Nicken des Kopfes, und fort eilten die scheuen zierlichen Thiere, das eine in den Wald, wo das Geräusch seiner Sprünge zwischen den Bäumen

wiederhallte und das andere mit leichten nachlässigen Sätzen quer durch das hohe Korn. Auf dem Hügel lugte noch einmal der zierliche Kopf mit den erhobenen Ohren aus den Halmen zu ihm herüber, dann ein paar Sprünge und hinter dem verschwundenen Flüchtling richteten sich langsam die Aehren wieder auf. Roderich fiel unwillkürlich Anna ein. Gerade so schlank und zierlich stand sie oft in der Hausthür, wenn sie ihm und dem Vater entgegen blickte. Wo sich der Feldweg in den Wald zog, schaute die grüne Laubhalle ihm verlockend entgegen. Ein kühlerer Hauch umfing ihn, doch kein Rauschen tönte in den Kronen der Bäume. Es war die Stunde, wo Pan schläft, die der Mitternacht entsprechende Tagesstunde mit dem unheimlichen Zauber, der dieser brütenden Stille eigen ist. Es ist, als fürchte man sich, den Traumgesichtern der schlafenden Natur zu begegnen. In den grasbewachsenen Waldlücken lag still der Sonnenschein, fern sahen dämmernde Waldgründe geheimniss-

voll herüber und zuweilen klangen unbekannte Laute langnachhallend durch das Schweigen.

Seitwärts leuchtete es farbig zwischen den Stämmen; es war ein freier Fleck, mitten im Walde. Dort hatte eine mächtige Buche gestanden; der abgehauene Stumpf schaute aus Gras und Glockenblumen hervor. Nun war der Fleck ein Schmetterlingstanzplatz, und die bunten Flügelwesen gaukelten und spielten lautlos um die Blumen, lösten sich von ihnen und hafteten dann wieder mit wiegenden Flügeln. Auf dem Baumstumpf lag eine Ringelnatter und sonnte sich; die gelben Flecke an ihrem Kopfe leuchteten wie Gold. Wie schaute ihn Alles so verzaubert und schweigend an. Der einsame Fleck mitten im Walde, umgrenzt von ragenden Buchen, auf deren stummen Zweigen der Sonnenschein schlief, eine einzelne weisse Wolke, die regungslos über die Wipfel schaute, und dazu das lautlose Auf- und Niedergewiege der Schmetterlinge. Roderich

kamen märchenhafte Gedanken. Dies Alles ist verzaubert! dachte er. Dort auf dem Baumstumpf ruht sie, die graue Schlange mit dem goldnen Krönlein auf dem Haupte; die Schmetterlinge sind ihr verzauberter Hofstaat. Dreimal muss man sie auf den Mund küssen, um in den Armen zu halten die allerschönste Prinzessin auf Erden. Aber das ist nicht so leicht, denn vor jedem Kusse verwandelt sie sich in ein neues Ungeheuer, in eine riesengrosse giftgeschwollene Kröte, oder in einen gräulichen feuerspeienden Drachen. Wer aber standhaft ist, der erringt sie, und es wächst ein Schloss mit ragenden Thürmen aus dem alten Baumstumpf hervor, es schmettern die Trompeten und in prächtigem Aufzuge kommt der gute alte König, ihr Vater, daher, und es wird Hochzeit gefeiert mit Fiedeln und Blasen, und der gute alte König giebt uns sein halbes Königreich, und wir leben fröhlich bis an ein seliges Ende! —

Roderich trat einen Schritt vorwärts —

summendes Gethier schwirrte vor seinen Füssen auf, Thymianduft wehte ihm entgegen, die Schlange, aufgestört, löste ihre Ringe und wand sich leise raschelnd durch das hohe Gras davon.

Alles wieder still wie zuvor, nur von ferne tönte das Lachen des Wiedehopfs schallend durch die Wipfel, es klang wie ein lustiges Gelächter des Waldes über den einsamen Träumer.

Roderich ging weiter in dem einsamen Walde. Ihm war so wunderbar traumselig zu Muth, unwillkürlich lenkte er seine Schritte zum schwarzen See, der jetzt in der Nähe durch die Bäume blickte. Nun lag die stille glatte Fläche vor ihm. Kein Rohrhalm rührte sich, die breiten Blätter der Wasserrosen lagen glänzend auf dem dunklen Wasser, und die weissen Blumen standen dazwischen wie silberne Punkte. Drunten im Grunde des Spiegels stand die ganze feierliche Majestät des Waldes noch einmal, bis in das feinste Zweiglein sich abzeichnend. Roderichs Blicke schweiften über

die Wasserfläche, da blieben seine Augen an einer hellen Gestalt haften, die sich im Spiegel zeigte. Er erhob seine Augen und sah Anna am Rande des Ufers sitzen, wie es schien in Gedanken verloren. Sie blieb ruhig sitzen, als er sich näherte, und sie ihn bemerkte, und deutete auf einen Korb, der neben ihr stand: „Ich bin so müde,“ sprach sie, „ich habe den ganzen Korb voll Himbeeren gepflückt, wollen Sie mir etwas ausruhen helfen?“

Roderich war dazu sehr gerne bereit und setzte sich neben sie in das hohe Gras. „In den Reutschlägen sind in diesem Jahre erschrecklich viele Himbeeren,“ sagte Anna, „die Sträuche schimmern ordentlich roth, wenn man darüber hinsieht.“

„Ist es erlaubt?“ fragte Roderich, indem er das weisse Tuch von dem Korbe nahm, und ihm die rothe Fülle der duftigen Früchte entgegen schimmerte.

Sie lachte: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen,“ war die Antwort.

„Ich habe gearbeitet,“ vertheidigte sich Roderich, „ich darf essen.“

Anna sah ihn freundlich an: „Herr Haideborn,“ sagte sie, „wie gefällt Ihnen die Landwirthschaft?“

„Fräulein Anna,“ war seine Antwort, „ich verdanke es Ihnen, dass ich sagen kann gut, ich verdanke es Ihnen, dass mein Leben einen nützlichen Inhalt hat, dass es nicht mehr in einem Jagen nach blauen Phantomen besteht, dass ich eine Thätigkeit gefunden habe, wo es mir Freude macht Gutes und Tüchtiges zu schaffen!“

„Ah — wie meinen Sie das,“ fragte Anna und sah ihn verwundert an.

„Ich bin aufgewachsen,“ fuhr Roderich lebhaft fort, „ohne dass mir Jemand gesagt hätte von den Pflichten gegen mich und Andere. Ich bin durch das Leben gegangen wie ein Knabe, der Schmetterlinge jagt. Bei dem Drängen nach Arbeit, das in mir steckte, hielt ich es in meinem verkehrten Sinn für gewöhnlich, so zu handeln und zu thun, wie ich die Leute

um mich her handeln und thun sah. Auf das Aussergewöhnliche und Seltsame richtete sich mein Sinn, und so verfiel ich in allerlei Thorheit. Erst Sie zeigten mir, dass nicht der Werth in dem steckt, was man thut, sondern wie man es thut, dass man Grosses leisten kann im Kleinen. Ihnen verdanke ich das Beste, was ich in meinem Leben gelernt habe!“

Anna erröthete und schlug die Augen nieder. Dann sah sie wieder auf und begegnete seinem Blick, der liebevoll auf ihr ruhte. Sie sah wieder in den Schoss und zerpflückte eine Grasähre zwischen den Fingern.

Es war eine kurze Zeit des Schweigens. Nur das Wispern und Schwirren des Gethiers, das die Sommersonne ausbrütet, war in dem durchsonnten Gras vernehmlich, und aus dem Uferschilf des Sees kam das wirre liebliche Geschwätz eines kleinen Rohrsängers.

Roderich sah das Mädchen vor sich

sitzen, so einfach und anmuthig; was er schon lange im Stillen mit sich herumgetragen hatte, musste jetzt zur Entscheidung kommen. Unwillkürlich schoss es ihm durch den Sinn: dreimal muss man sie auf den Mund küssen, um in den Armen zu halten die allerschönste Prinzessin auf Erden! Aber wird sie sich nicht verwandeln? Er glaubte es nicht.

„Anna," sagte er sanft.

Sie blickte auf zu ihm und plötzlich, als sei der Bann gelöst, der auf ihm geruht hatte, ergriff er sanft ihre Hand und sprach zu ihr und sagte ihr Alles, das sein Herz bewegte. Und sie sass stumm und zitternd und doch voll süssen Glückes; seine Stimme war wie hallende Glockentöne in ihren Ohren, sie lauschte seinen schnellen Worten und verstand sie kaum. Nur das Eine verstand sie, dass er sie liebte. Dann zog er sie sanft an seine Brust und küsste sie dreimal auf den Mund.

„Prinzessin, Du bist mein!" sagte er.

Ihr blonder Kopf lag an seiner Brust, als sie zu ihm aufschaute und sprach: „Es war schon lange so.“

„Und soll so bleiben!“ sagte Roderich und drückte sie fester an sein Herz.



HERR OMNIA.

Eine Geschichte aus dem Riesengebirge.



I.

Von meinem Freunde Abendroth und seiner Leidenschaft, Menschen zu sammeln, habe ich bereits früher einmal erzählt. Diese Menschensammlung trägt er in seinem vorzüglichen Gedächtnisse mit sich herum; einige Exemplare jedoch hat er auch in Tagebuchaufzeichnungen sorgfältig eingemacht und für die Dauer aufbewahrt. In diesem Buche zu blättern gestattet mir mein Freund Abendroth manchmal zu meiner ganz besonderen Ergötzung, und da geschah es denn einst, dass ich mein Vergnügen äusserte über den dort sorgfältig abgemalten Herrn Omnia und zugleich mein Bedauern nicht verhehlte, dass diese originelle Figur nicht einem

grösseren Kreise von Bewunderern zugänglich gemacht werde. Denn, so sonderbar es auch erscheint in diesem ewig Bücher schmierenden und druckenden Zeitalter, mein Freund Abendroth hat eine Abneigung dagegen und ist nicht zu bewegen, irgend etwas davon zu veröffentlichen, obwohl er, wie ich denke, mit einer Beschreibung der besten Stücke seiner Sammlung ein ursprüngliches und humorvolles Buch schaffen könnte. Nun war er aber gerade an dem Tage, als ich mein Entzücken über Herrn Omnia aussprach, in seiner Gebelaune und sagte plötzlich: „Gut, ich schenke ihn dir, den ganzen Omnia, mitsammt der Reise ins Riesengebirge, welche dazu gehört. Nimm ihn und verbrauche ihn in Gesundheit.“

Von Berthold Auerbach ist es bekannt, dass er weit über den eignen Bedarf Gedanken und Einfälle verfertigte und deshalb in seinen Romanen gern eine besondere Umzäunung anbrachte, woselbst er diese kleinen Geistreichigkeiten herdenweise einsperrte. Das Bewusstsein dieses Reichthums

machte ihn verschwenderisch, und wenn er im Gespräch mit anderen Schriftstellern dergleichen kleine geistige Nippsachen hervorbrachte, war es eine ständige Redensart von ihm: „Wollen Sie es haben? Ich schenke es Ihnen.“ Aber ich glaube nicht, dass er ganze Originalmenschen und fast fertige Geschichten verschenkt hat, noch dazu in diesen theuren Zeiten, wo es für den wenigen Stoff so unermesslich viele Schneider gibt, und wo mehr als je der Spruch des alten Goethe gilt:

> „Jung' und Alte, gross und klein,
> Grässliches Gelichter!
> Niemand will ein Schuster sein,
> Jedermann ein Dichter.“

Um so höher war meine Dankbarkeit für dies werthvolle Geschenk, und nichts Eiligeres hatte ich zu thun, als mir Herrn Omnia mit sämmtlichem Zubehör sorgfältig aus dem Tagebuche auszulösen, ihn und die Erlebnisse seines Reisegefährten, meines Freundes Abendroth, sauber zurechtzustutzen und sie also dem geneigten Leser

darzubieten. Dieser möge also nicht vergessen, dass nicht ich es bin, der hier erzählt, sondern mein Freund, und dass ich es mache wie mein kleiner Junge, wenn er sich gravitätisch auf meinen Stuhl setzt, meine Feder in seine Hand nimmt und sagt: „Nun bin ich Vater.“ Also ich bin nun mein Freund Abendroth. Doch bevor ich aus meiner Haut in die meines Freundes fahre, möchte ich noch erklären, wie jener Mann zu dem wunderlichen Namen Omnia gelangte. Er hiess nämlich gar nicht so, sondern Adalbert Schermäusel. Da er aber die sonderbare Eigenschaft besass, alle möglichen und unmöglichen Dinge bei sich zu tragen, so hatte man ihn gelegentlich „Omnia secum portans“ getauft, wie den Wandsbecker Boten seligen Angedenkens, und dies hatte sich, weil zu lang für den Gebrauch, alsbald auf Omnia abgeschliffen. Und nicht wahr, es klingt auch besser als Schermäusel?



II.

Es war bei den böhmischen Dörfern Adersbach und Weckelsdorf, woselbst ich zuerst Herrn Omnia kennen lernte. Diese Orte sollten für mich nicht länger böhmische Dörfer sein, und ich hatte beschlossen, auf meiner Reise ins Riesengebirge sie und die Wunder ihrer Umgebung zu besichtigen. Man hat dort die weitausgedehnten wunderlichen Felsbildungen durch Thüren verschlossen und besichtigt sie gegen Eintrittsgeld unter Leitung eines Führers, der sein Auswendiggelerntes wie ein Papagei herleiert, gerade wie man in Castans Panoptikum die grausigen Verbrecher und sonstigen Wachspuppen betrachtet. Unter der kleinen Schaar von Besuchern, der ich mich anschloss, war mir ein langer Herr von etwa fünfunddreissig Jahren aufgefallen durch die besondere Art seiner Kleidung und durch die ungeheuer vielen Taschen, die sein staubgrauer Anzug beherbergte. Zudem war er mit Stock und Schirm, einer

geräumigen Wandertasche, einem gerollten Plaid und allen möglichen anderen Dingen ausgerüstet, deren Bedeutung mir nicht gleich klar wurde. Der Mann hatte etwas Gemessenes und Pedantisches in seinem Wesen und sprach wie ein Buch. In unserer Gesellschaft befand sich ein schönes junges Mädchen, das unter dem Schutze einer behaglichen Tante reiste, und da man auf Reisen leicht Bekanntschaft macht, so hatten wir beide als zwei Schmetterlinge uns dieser anmuthigen Blume angeschlossen, suchten ihr um die Wette kleine Dienste zu leisten und verfertigten dazu die angenehmsten Redensarten. Doch sah ich bald, obwohl ich der jüngere war, dass ich in beiden Dingen den kürzeren ziehen musste, sowohl was die Dienste als die Redensarten betraf, denn unser Reisegenosse war nicht allein mit einer Fülle von angenehmen Dingen und Gegenständen ausgerüstet, sondern verstand es auch in hohem Grade, die weitschweifigsten und schnörkelhaftesten Reden zu halten, deren Strom sich durch

kein Zwischenwort und keinen Einwurf unterbrechen liess. Er beglückte uns denn auch zunächst durch einen lehrreichen Vortrag über die Kreideformation und den Quadersandstein, aus dem sowohl die sächsische Schweiz als diese sonderbaren Felsen gebildet werden, und erläuterte seine Rede durch allerlei Versteinerungen, die er zur rechten Zeit mit grosser Geschicklichkeit aus irgend einer unvermutheten Tasche hervorzog. Denn er hatte, wie schon bemerkt, so viele Taschen in seiner Kleidung wie eine Honigwabe Zellen. Nachdem nun der Führer endlich zu Worte gekommen war und uns auf einige höchst merkwürdige „Bilder", wie er die sonderbaren Felsgestalten nannte, aufmerksam gemacht hatte und wir den „Bürgermeister", den „Mönch", den „Jäger und das Rebhuhn", den „verhungerten Ritter" und dergleichen Albernheiten genugsam bewundert hatten, gelangten wir an einen Platz, woselbst sich die geräuschvolle und kostspielige Einrichtung des Echos befand. Aus diesem zogen

zwei rothnasige Blechmusikanten und ein etwas schwarz angeblakter Böllerbesitzer ihre kümmerliche Nahrung, so dass sie im buchstäblichen Sinne des Wortes von der Luft lebten. Herr Omnia hatte bereits einen Revolver herausgeholt, um das Echo anzuschiessen, als ihm bemerkt wurde, dass zu diesem Zwecke einzig und allein die drei k. k. privilegirten Böller zu benutzen seien, welche dies Geschäft in drei Preisabstufungen besorgten. Da es uns nun die tiefste Verachtung dieser Leute zugezogen hätte, wenn wir solchen Mangel an Sinn für die Erhabenheiten der Natur gezeigt hätten, uns dieser Einrichtung nicht zu bedienen, so erstanden wir uns für eine Mark den theuersten Knall, den sie vorräthig hatten. Die behäbige Tante war im Gespräch mit einem dicken Herrn aus Mecklenburg etwas zurückgeblieben und deshalb auf dieses Attentat nicht vorbereitet. Als nun plötzlich das grösste der drei Schiessgeräthe zu fürchterlichem Geballer seinen Mund aufthat, erschrak die gute

Dame so, dass sie, der überhaupt jegliches Schiessen ein Greuel war, auf der Stelle in Ohnmacht fiel und ihrem Begleiter in die Arme sank. Sofort war Herr Omnia zur Stelle, hatte mit zauberhafter Geschwindigkeit ein Riechfläschchen irgendwo hervorgezogen und hielt es der Tante unter die Nase, worauf die brave Matrone auch sogleich wieder zu sich kam und die berühmte Frage that: „Wo bin ich?“ wie es für eine gerechte Ohnmacht angemessen und stilvoll ist. Kaum war diese Wirkung erreicht, als auch Herr Omnia schon ein zweites Fläschchen mit köstlichem Likör bei der Hand hatte, ein Gläschen davon einschenkte und es zugleich mit einer kleinen Tafel Chokolade der alten Dame zur Stärkung ihrer erschütterten Geisteskräfte anbot. Dies zauberte hellen Sonnenschein auf ihr geräumiges Antlitz, und die schöne Nichte, der Omnia ebenfalls von diesen guten Dingen anbot, lächelte lieblich dazu wie der Mond in einer schönen Juninacht. Um nun noch mehr Oel in die aufgeregten

Wogen der Tantengefühle zu giessen, wurden die zwei rothnasigen Blechmusikanten beauftragt, das Echo mit etwas Salbungsvollem anzublasen. Durch diesen Beweis unsers Kunstsinnes hocherfreut, entlockten sie ihren verbeulten Instrumenten in kurzen Absätzen herzzerreissende Akkorde, die das Echo mit grosser Pünktlichkeit wohl an die sieben Male wiedergab. Das letzte Mal kam es erst nach grosser Pause wie von ganz fern hinter den Bergen. Doch verliessen wir endlich die braven Künstler, deren Gemüther ein reicher Ehrensold harmonischer stimmte als ihre Instrumente, und wandten uns der nicht allzu entfernten Aussicht zu. Von dieser ernährte sich ein kleiner weisshaariger Mann dadurch schlecht und recht, dass er sie vermittelst eines langen Fernrohres groschenweise an Bedürftige abliess. Ich muss nun offen gestehen, dass ich im Allgemeinen wenig für Aussichten eingenommen bin, wenn ich auch nicht gerade meinem guten dicken Onkel recht geben

will, der solche Natureinrichtungen geradezu hasst, zumal man ihrer meistens nur durch verwerfliches Klettern auf unfruchtbare Berge habhaft werden kann. „Was hat man schliesslich davon," sagte er einst, als wir hinter seinem Landhause in der Gartenveranda sassen und Kaffee tranken, „die Welt liegt vor einem wie eine grosse Schüssel voll Salat, das ist alles." Dann hob er die Hand und deutete auf seinen Garten, wo die Erbsen- und Bohnenbeete gleich grünen Mauern standen, die Gurken üppig rankten, die Kohlköpfe strotzend grünten, die Obstbäume von reichen Früchten beladen ihre Zweige senkten und durch eine Lücke zwischen den Zweigen ein goldenes Weizenfeld weithin sichtbar ward, Weizen, wie ihn in der ganzen Umgegend nur mein Onkel baute — auf alle diese guten Dinge deutete er hin und sagte mit dem Ausdruck tiefster Ueberzeugung: „Siehst du, mein Junge, das nenn' ich Aussicht!"

Aber was half es, die Aussicht war nun

einmal da, sie musste verbraucht werden, und uns allen ward es nicht erspart, durch das Fernrohr einen aufrechten schattenhaften Strich bewundern zu müssen, der aussah wie das Gespenst eines Zahnstochers und den Kirchthurm irgend einer gleichgültigen Stadt vorstellte, deren Hauptverdienst durch ihre ungeheure Entfernung von diesem Orte begründet war. Natürlich holte Herr Omnia ebenfalls ein Fernrohr hervor und graste auf seine eigne Hand den Horizont ab, was ihm einen giftigen Seitenblick von dem Aussichtspächter eintrug. Der alte dicke Herr aus Mecklenburg meinte, wenn alle Fremden so verführen, dann müsse der Mann wohl nächstens eine Hypothek auf sein Fernrohr aufnehmen, und lachte dann selber über diesen Scherz so, dass ihm die Backen zitterten und sein Bauch wogte wie der Ozean im Sturm. Manche Menschen sind furchtbar billig zu erheitern. Es half aber Herrn Omnia nichts, denn da sein Taschenperspektiv so weit nicht reichte, musste er doch an das

grosse Fernrohr heran, um seinen Anschauungskreis zu erweitern. Dann aber zog er aus seinen unerschöpflichen Taschen farbige Touristenbrillen hervor und erntete wiederum den Beifall der Tante und der Nichte, deren Augen sich an dem Anblicke einer feuerroten, goldenen oder lasurblauen Welt weidlich ergötzten.

Wir stiegen nun wieder abwärts, um das erhabene Schauspiel des Wasserfalles zu geniessen. Die Sachsen und die Schlesier bilden unter den Deutschen bekanntlich die sparsamsten und betriebsamsten Völker, und dieses System haben sie auch auf ihre Wasserfälle angewendet; ebenso geschieht es in Böhmen. „Spare in der Noth, so hast du bei der Zeit,“ sagen sie, und so besitzt jeder Wasserfall im Sommer seine Sparbüchse in Gestalt eines kleinen Teiches, der durch eine Schleuse gegen angemessene Bezahlung geöffnet werden kann und also das gewünschte Naturschauspiel verabreicht. Schlimm ist es, wenn im heissen Sommer zu viele Reisende diesen erhabenen Anblick

zu geniessen trachten, denn es kann dann vorkommen, dass alles Wasser fortgelaufen ist und der Wasserfall nicht mehr geht. Reinick sagt sehr schön:

> „Was nützt mir denn, wenn er nicht speit,
> Der ganze Berg Vesuv?!“

Jedoch ein Wasserfall ohne Wasser bietet einen noch weit dürftigeren Anblick dar, ohngefähr wie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Längst schon hat es mich Wunder genommen, warum der Berliner, um solche Schauspiele zu betrachten, nach Sachsen, Schlesien und Böhmen reisen muss. Warum findet sich nicht ein pfiffiger Unternehmer, der im Humboldthain, am Kreuzberge, im Thiergarten oder sonstwo automatische Wasserfälle aufstellt, die dadurch, dass man etwa eine Mark in einen Spalt steckt, auf eine Weile losgelassen werden. Bei der unerschöpflichen Wasserleitung, die hier zu Gebote steht, könnte die Sommerkalamität des Versagens niemals

eintreten, und das schöne Geld käme der heimischen Industrie zu Gute.

So ganz automatisch sind die schlesischen und böhmischen Wasserfälle allerdings noch nicht eingerichtet; sie machen ihre Künste aber auch nur gegen eine entsprechende Vergütung. Ueberhaupt das Verblüffendste für den harmlosen Wanderer bei Besichtigung dieser Felsenstädte ist die Entdeckung, dass mit dem Eintrittsgelde weiter nichts als das Recht des Aufenthaltes erkauft ist, jegliche weitere Sehenswürdigkeit aber nach dem System des Extrakabinetts oder der Schreckenskammer besonders honorirt werden muss.

Wir stiegen nun einige Stufen empor, um die Sparbüchse dieses Wasserfalles, den geheimnisvollen, zwischen den Felsen gelegenen Teich zu besichtigen. Wahrscheinlich, weil dieser Schwindel zu durchsichtig ist, nehmen Wasserfallpächter und Führer eine besonders feierliche Miene an, wenn sie diesen lächerlichen Tümpel vorzeigen und dazu mit eiserner Stirne behaupten,

seine Merkwürdigkeit sei ohnegleichen. Es gehört zum guten Ton, auf diesem steinernen Barbierbecken eine Kahnfahrt zu unternehmen, und wir alle betheiligten uns daran bis auf den dicken Herrn aus dem wasser- und seenreichen Lande Mecklenburg, dessen Billigung diese Natureinrichtung nicht fand. „So'n Pol," sagte er, „das nennt man bei mir zu Hause 'n Wasserloch, und auf jedem anständigen Gut gibt's wenigstens 'n Dutzend. Und geheimnissvolle sind da auch bei. Auf meinem Gute habe ich eins, das ‚schwarze Soll,' wo sich damals die schöne Trina in versäuft hat — da wagt sich's abends in der Schummerstunde kein Mensch vorbei." Somit blieb er grollend am Ufer, während wir uns einschifften. Da zeigte sich, dass der Wanderstab des Herrn Omnia kein gewöhnlicher Stock, sondern eine verkleidete Klarinette war, denn nach einer kleinen Vorbereitung setzte er den Knopf an den Mund und spielte mit grosser Geschicklichkeit, während wir auf den Fluthen dieses Badenapfes dahinschwammen, das

schöne Lied: „Von Hamburg geht's nach Ritzebüttel," und dann das noch schönere: „Fischerin du kleine, fahr nicht so alleine!" Nach einer Minute war die schneckenlangsame Fahrt beendet, wir entrichteten den üblichen Tribut und genossen sodann den merkwürdigerweise ganz kostenlosen Anblick einer Quelle, von welcher der Führer schwor, dass sie über alle Begriffe sagenhaft und ihr Wasser das reinste der Welt sei. Es war Stil, aus dieser Quelle zu trinken, und eine tiefe Rührung überkam uns alle, als wir erfuhren, dass auch dies nicht mit den geringsten Kosten verknüpft sei. Herr Omnia hatte sofort einen silbernen Becher bei der Hand und bot den Damen von der klaren Fluth. Der dicke Herr aus Mecklenburg trank und prüfte mit Sorgfalt. „Hm," sagte er, „nicht übel, mit einem tüchtigen Schuss Kognak und etwas Zucker würde diese Flüssigkeit sich trinken lassen." Dann lachte er wieder, dass die Felsen hallten. Die Gabe der Selbsterheiterung war ihm in hohem Grade verliehen.

Als wir nun dem Abflusse des Wasserfalles weiter folgten, gelangten wir an den Eingang einer engen Felsenschlucht, welcher günstige Punkt von der Bude eines Wegelagerers besetzt war, der dem Wanderer mit Holzwaaren und sogenannten Andenken auflauerte. Hinter dieser Bude bemerkten wir ein niedliches Mädchen mit nackten Füssen, das wie eine Art Quellnixe am rieselnden Bächlein sass und kleine Sträusse aus Feldblumen wand. Aufs angenehmste wurden wir wieder durch den Umstand berührt, dass auch dieser Anblick gar nichts kostete und dass weder das kleine Mädchen, noch der Holzwaarenhändler den geringsten Versuch machten, uns etwas zu verkaufen. Ach wir wussten nicht, dass wir an diesem Orte wieder auf dem Rückwege vorbeikommen würden und dass diese Leute für jenen günstigeren Augenblick ihre Kräfte sparten.

Mit der Beschreibung der verschiedenen Merkwürdigkeiten, die wir noch zu besichtigen hatten, und aller jener Tagediebe

und bettelhaften Gesellen, die unter irgend einem Vorwande die Hand nach Backhschisch ausstreckten, will ich mich aber weiter nicht aufhalten, sondern nur noch berichten, was im Laufe dieser Zeit alles noch aus den unerschöpflichen Taschen des Herrn Omnia hervorkam. In der ungemein kalten und dunklen Höhle, die Todtengruft genannt, ein Thermometer, um die Temperatur zu messen, nebst einer Taschenlaterne. Ferner ein Schrittzähler und ein Aneroidbarometer, dann englisches Pflaster, als sich die schöne Nichte an einem scharfen Grashalme geschnitten hatte, und Nähzeug für die Tante, als ihr ein Dorn das Kleid zerriss. Sein Portemonnaie war ein labyrinthisches Wunderwerk mit unzähligen Taschen und Geheimfächern, und sein Messer hatte so viele Klingen zu jedem möglichen Gebrauche, wie ein Stachelschwein Stacheln. Dem alten dicken Herrn half er mit Hirschtalg aus, und als der Führer über Zahnweh klagte, brachte Herr Omnia eine vollständige Taschenapotheke zum Vor-

schein und zauberte mit einigen wunderthätigen Streukügelchen das Zahnweh fort. Ich bin fest überzeugt, wäre Herr Omnia unter den Zuhörern jenes Chemieprofessors gewesen, der in der Zerstreuung seine Studenten fragte: „Ach, hat vielleicht einer der Herren etwas nassen Lehm bei sich?“ Herr Omnia hätte geantwortet: „Jawohl, Herr Professor, bitte, bedienen Sie sich!“

Als dann in der grossen Höhle „der Dom“ genannt, der Führer seine gewohnte Predigt halten wollte und die Tante über Müdigkeit klagte, da entsetzte ich mich fast, denn Herr Omnia nestelte nur ein wenig an seiner Reisetasche und zog einen länglichen Gegenstand hervor, der sich alsbald in einen bequemen Feldstuhl verwandelte. Beim Styx, das war ja der leibhaftige graue Mann aus dem Peter Schlemihl, und ich hätte mich wahrhaftig nicht gewundert, wenn Herr Omnia gerade wie jener nun auch noch einen türkischen Teppich, ein Lustzelt und drei Reitpferde

aus seinen Taschen hervorgeholt hätte. Mir war so, als hätte er schon manchmal heimlich nach meinem wohlgebauten Schatten geschielt, und ich hatte das Gefühl, ich müsste meine unsterbliche Seele ein Loch fester schnallen.

Als wir nach den Strapazen der Besichtigung der Felsenstädte uns in dem Gasthause zu Weckelsdorf mit Wein und Backhühnern stärkten, stellte sich heraus, dass unsere verschiedenen Reisepläne uns auseinander führten, dass wir aber alle vorhatten, uns fast zu derselben Zeit zu Schreiberhau in Schlesien aufzuhalten und längere Zeit dort zu verweilen. Mit dem Grusse „Auf Wiedersehen“ trennte ich mich also von meinen Reisegefährten und wanderte allein nach Friedland weiter.



III.

Als ich nach einigen Tagen auf einem holprigen Einspänner von Hirschberg nach Schreiberhau fuhr und mich in der Geographie zu belehren trachtete, indem ich den Kutscher nach den Namen eines mir besonders auffallenden Berges fragte, da ward mir die Antwort: „Der hat keinen Namen, — hier hat's viele solche Berge.“ Da er nun aber merkte, dass so eine handgreifliche Lüge zur Bemäntelung seiner bodenlosen Unwissenheit ihm nichts half, so schlug er eine andere Taktik ein, nannte auf fernere Fragen irgend einen Namen, der ihm gerade einfiel und brachte so das ganze Riesengebirge wie Kohl und Rüben durcheinander. Dazu ward sein sonderbares Pferd zuweilen von den Gedanken an eine glücklicher verlebte Jugend und kriegerischen Erinnerungen an seine fern entlegene Soldatenzeit übermannt und legte sich dann ohne allen ersichtlichen Grund mit scharfem Ruck in die Sielen, so dass wir beide rück-

wärts gegen die Lehnen geschleudert wurden. Alsbald aber gewannen wieder sanftere Gefühle in ihm die Oberhand, und dann schläferte es wieder durch träumerisches Dahinländern meine Vorsicht ein, bis ein neuer, ganz plötzlicher Vorwärtssprung mich wiederum in Schrecken setzte. Ein so wahnsinniger alter Gaul ist mir sonst niemals vorgekommen.

In Schreiberhau fand ich noch keinen meiner Reisegefährten vor und hatte einige Tage Gelegenheit, mich dem Studium dieses merkwürdigen Dorfes zu widmen. Schreiberhau ist nach London der grösste Ort in Europa, denn seine Länge beträgt 20,8 Kilometer, seine Breite 9,3. Berlin kann sich nicht entfernt mit ihm messen, denn schlägt man um diese Stadt einen Kreis von 9 Kilometer Durchmesser, so sitzt man schon überall in den Vororten. In der Höhe übertrifft es das auf einen Präsentierteller gebaute Berlin noch bedeutender, denn das höchste Haus liegt mehr als tausend Meter über dem niedrigsten. Nur

in der Einwohnerzahl ist Berlin Schreiberhau ein wenig überlegen, etwa um anderthalb Millionen, denn dieser Ort besitzt nur an viertausend. Schreiberhau erstreckt sich durch ungezählte Thäler, von zahllosen Flüssen und Bächen ist es durchrauscht. Es umschliesst Wälder und Einöden, Wiesen und Felder, und die Anzahl der Hügel und Felsen in seinem Bereiche kennt nur Gott allein. Du wanderst immer innerhalb dieses Dorfes durch die Einsamkeit des Waldes stundenlang, wo du nichts vernimmst als das Klopfen der Spechte und den Schrei eines Raubvogels, endlich taucht wieder ein einsames Gehöft vor dir auf. Du fragst: „Wo bin ich?“ „In Schreiberhau!“ ist die Antwort. Du willst mit Gewalt diesem endlosen Orte entrinnen und keuchst schwitzend weiter die Berge hinan bis dahin, wo die Fichten verkrüppeln und das wunderliche Krummholz sein zähes Zweiggeflecht ausbreitet. Dort auf der Hochgebirgswiese liegt eine Baude, bläulicher Rauch steigt aus ihrem Schornstein. Wenn du an dem

gebräunten Holztische hinter deinem Eierkuchen und deinem Ungarwein sitzest, fragst du die freundliche Wirthin, zu welchem Orte diese Baude gehört. „Zu Schreiberhau!“ antwortet sie gleichmüthig. Dann wanderst du weiter auf die benachbarte Höhe, den Pferdekopf, um die Aussicht zu betrachten, und siehe da, sie besteht fast ausschliesslich aus Schreiberhau. Alle diese Thäler mit winzigen Häuschen punktiert bis in die dämmernde Ferne und alles, was auf dem gegenüberliegenden Iserkamm an Menschenwohnungen hervorschimmert, alles gehört zu Schreiberhau, denn dieser sonderbare Ort ist bis auf die Kämme zweier Hauptgebirge Deutschlands, des Iser- und des Riesengebirges, geklettert und füllt die Thäler zwischen ihnen.

Dort wo sich die Häuser dieses weitschweifigen Dorfes am dichtesten scharen, liegt an der Chaussee Königs Hotel, in dessen Nähe ich mich einquartiert hatte. Von dort aus machte ich meine Entdeckungsreisen und fand bald wiederum bestätigt,

dass Schlesien eines der billigsten Länder der Welt ist. An einem kleinen Materialwaarenladen fand ich nämlich eine Inschrift, die mir schon mehrfach in der Gegend vorgekommen war. Sie lautete: „Echte Upmann, 5 Pfg. das Stück." Ich glaube, sonst nirgendwo in der Welt wird einem Gelegenheit geboten, so köstliche und werthvolle Zigarren zu ähnlich geringem Preise zu erwerben. Die Scheu jedoch, den Verkäufer, der offenbar den hohen Werth seiner Waare gar nicht kannte, zu übervortheilen, hielt mich ab, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten.

Als ich mich einige Tage in Schreiberhau aufgehalten hatte, trat dort das grosse Ereigniss ein, das sich nur mit den merkwürdigen Zügen der Heringe an den Küsten der Nord- und Ostsee vergleichen lässt, nämlich die Berliner und die anderen Grossstädter rückten ein, um den Eingebornen zur willkommenen Beute zu dienen. Diese Opfer des Kulturfortschrittes folgten alle dem seltsamen Zuge unserer Zeit, der

die Menschen antreibt, für einige Wochen des Jahres aller gewohnten Bequemlichkeit zu entsagen und sich einem gewissen freiwilligen Märtyrerthum hinzugeben, während dessen sie enger wohnen, schlechter speisen und härter schlafen, als sie es sonst gewohnt sind. In unzähligen Wagen, beladen mit Koffern, Körben, Ammen, Bonnen, Kindern, Doktoren, Geheimräthen, Kanzleiregistratoren und den dazu gehörigen Frauen, oder auch nur mit ganz gewöhnlichen Menschen ohne jeden Titel kamen sie an um die gewohnte Laichzeit und füllten alle Wohnungen und Wege. Darunter befanden sich auch viele von den jungen Gelehrten, welche in Sexta, Quinta und Quarta an den Krippen der Wissenschaft das dürre Heu der Gelehrsamkeit kauen, und unter diesen fand sich keiner, der nicht mit einem Schmetterlingsnetze ausgerüstet war. Sie mussten Schreiberhau für ein Eldorado der Schmetterlinge gehalten haben und kamen nun, um fürchterliche Musterung zu halten. Aber ihre Enttäuschung war wohl sehr

gross, denn in dieser Gegend waren heuer die Schmetterlinge nicht gerathen, und soviel ich weiss, gab es dort nur zwei, welche ich beide persönlich kannte. Den einen traf ich am Abend des ersten Jagdtages, wie er düster brütend hinter einem Felsblocke im letzten Scheine der Abendsonne sass. Der farbige Staub, der ihn schmückte, war entschwunden, seine Flügel waren seltsam ausgezackt, und ich sah ihm deutlich an, dass er geneigt war, die Welt für ein Jammerthal zu halten. Den andern habe ich niemals wieder gesehen. Er wird wohl noch desselbigen Tages hinübergegangen sein in die ewigen Blumengründe, wo die Rosen niemals welken. Dass sein Schicksal ein düsteres war, ist mir nicht zweifelhaft.

Die Wirthstafel in Königs Hotel füllte sich, so dass die beiden fetten Kellner genug zu thun bekamen. Diese waren nämlich trotz der vielen Bewegung, die ihr Geschäft mit sich bringt, zu einer merkwürdigen Fülle gediehen, obwohl sie beide

von ganz verschiedener Gemüthsart waren. Der eine war ein Optimist und konnte seine Gäste mit der freundlichsten Miene von der Welt und dienstbereitem Lächeln ewig auf das Bestellte warten lassen, während der andere, dessen Gemüthsart dem Pessimismus zuneigte, dasselbe Geschäft unter fortwährendem Hadern gegen das Schicksal und Selbstgesprächen über das jammervolle Loos eines Kellners vollführte.

Um diese Zeit geschah es auch, dass glänzend wie die Sonne und leuchtend wie der Mond die behagliche Tante und die schöne Nichte anlangten, um der Mittagstafel zu nicht geringer Zierde zu dienen. Die Tante hatte wirklich etwas Sonnenhaftes in der strahlenden Gutmüthigkeit ihres runden Antlitzes, und man sah nie Schatten auf ihren Zügen, ausser wenn die Nichte, wie es zuweilen geschah, ihrer Mutter erwähnte. Dies fiel mir schon am ersten Tage auf, als die Nichte aus einem Briefe heraus, den sie las, erwähnte: „Vielleicht kommt Mama auch noch auf ein paar Tage.“

Wie durch einen Zauberschlag wurden die fast ewig lächelnden Züge der guten Frau in Erstarrung versetzt, und mit weitgeöffneten Augen blickte sie angstvoll auf das weiterlesende Mädchen hin. Es war ordentlich hübsch zu sehen, wie diese seltsame Spannung sich legte und alsbald der gewohnte Sonnenschein zurückkehrte, als die Nichte endlich sagte: „Sie hat sich's überlegt und meint, sie könne doch nicht abkommen.“ Ein langer Seufzer der Erleichterung, und die guten Augen lachten schon wieder.

Am nächsten Tage war auch Herr Omnia da und erfreute die lauschende Gesellschaft durch einen längeren Vortrag über die einstige Vergletscherung des Zackenthales, nebst sinnreichen Bemerkungen über Gletscher überhaupt und Gletscherschliffe im besonderen. Als er dann in die Tasche griff, erwartete ich schon, er würde irgend einen gekritzten Felsblock zur Probe herausziehen, allein dieser verteufelte Mensch brachte unsere Photographieen zum Vor-

schein, welche er vermittelst eines verborgenen Taschenapparates in Adersbach und Weckelsdorf heimlich aufgenommen hatte. Durch eine Lupe betrachtet, erschienen die kleinen Bilderchen sehr wohl getroffen, nur das meinige war jammervoll und zeigte ein geradezu blödsinniges Lächeln, ein Umstand, der die Damen sehr erheiterte und Herrn Omnia ganz besonders zu erfreuen schien, indem er mit grosser Hartnäckigkeit schwor, so etwas von Aehnlichkeit sei ihm noch nie vorgekommen. Ueberhaupt standen wir uns nicht zum besten miteinander, und nur die Gegenwart von Nichte und Tante verhinderte, dass es zu stärkeren Reibungen unter uns kam. Im übrigen suchten wir uns aus dem Wege zu gehen, allein da uns beide in gleicher Weise das schöne Mädchen anzog, wurden wir doch täglich oft sehr zusammengeführt. Herr Omnia hatte eine unangenehme Art, mich in jeder Hinsicht zu übertrumpfen, und scheute dazu keine Mühe, wusste auch seine Verdienste dabei ins gehörige Licht zu setzen. Als ich eines

Abends den Damen zwei Sträusse wohlriechender Orchideen von einer zarten Fliederfarbe überreicht hatte, trat er am nächsten Vormittage schon ziemlich früh mit zwei schönen Büscheln jener Anemone an, die eine Hochgebirgspflanze ist und auf dem Harze Brockenblume, auf dem Riesengebirge aber wegen ihrer zottigen Früchte Teufelsbart genannt wird.

„Mit einem schönen Gruss vom Eisbären," sagte er, als er die beiden Sträusse überreichte. „Was," fragte die Nichte verwundert, „dort waren sie heute schon?" Den „Eisbären" nannten wir wegen seiner sonderbaren Form einen Fleck alten Winterschnees oberhalb der alten schlesischen Baude, der, allmählich kleiner werdend, zu uns ins Thal hinabschimmerte.

„Um vier Uhr früh brach ich auf," sagte Herr Omnia, „und in fünf Stunden war die Sache gemacht. Ich dachte den Damen etwas Besonderes zu bringen, und nicht Blumen, die hier überall in den bequemen Wiesenthälern wachsen."

Mit dieser letzten Wendung zielte das Scheusal auf mich. Die schöne Nichte betrachtete liebevoll die schönen Blumen, ordnete mit rosigen Fingern an dem Strausse und vertiefte das feine Näschen in den weissen Blütenschimmer.

„Anemone alpina," säuselte Herr Omnia mit honigsüsser Stimme.

Mich plagte ein böser Geist, so dass ich plötzlich herausfuhr: „Teufelsbart nennt man diese Blumen hierzulande, sie duften nicht und sind giftig."

Sie sah mich ganz erschrocken an, und selbst die Tante blickte vorwurfsvoll auf mich hin. „Ein hässlicher Name für so schöne Blumen," sagte die Nichte, „Anemone alpina aber klingt wie Musik."

Was sollte ich nun machen, ich war wieder gänzlich aus dem Felde geschlagen. Der lange, dürre Omnia war ein gewaltiger Bergsteiger und Meilenfresser, ich aber war wie Hamlet ein wenig fett und kurz von Athem und sah mir die Berge am liebsten von unten an. Sonst hätte ich wohl gewusst,

was zu thun war. Bei den Schneegruben, die in vier Stunden zu erreichen waren, wuchs das berühmte Blümchen „Hab mich lieb“ oder Primula minima, und in einem scharfen Tagesmarsche konnte ich seiner habhaft werden. Jedoch bei der herrschenden Julihitze hätte ich mich bei dieser Hochgebirgsfahrt, glaube ich, in Atome aufgelöst und zog es deshalb vor, diesen Kampf beizeiten aufzugeben.

Im Laufe der Zeit gestaltete sich mein Verhältniss zu Herrn Omnia immer unleidlicher. Dieser war auf den taktischen Kunstgriff verfallen, meine Anwesenheit gänzlich zu ignorieren und alles, was ich sagte, als eine gleichgültige Erschütterung der Luft gar nicht zu beachten. Er hielt seine gewohnten langen gedrechselten Reden, und gelang es mir, in einer Zwischenpause irgend eine, wie ich meinte, treffende Bemerkung einzufügen, so unterbrach er mich mit seiner schnarrenden Stimme, als wäre es das gleichgültige Gackern eines Huhnes, das er soeben vernommen, und fuhr

ganz unbeirrt in seinen Erläuterungen fort.

Ich ertappte mich jetzt zuweilen auf dem inhumanen, und eines wohlerzogenen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft gänzlich unwürdigen, Gedanken, welch einen unsäglichen Genuss es mir bereiten würde, den Herrn Omnia mitten in einer seiner langweiligen und selbstbewussten Reden beim Genick zu ergreifen und mit der Nase auf den Tisch zu stauchen. Dieser Gedanke war gemein, aber er schwellte meine Seele mit Wollust und spannte meine Muskeln zur Kraft eines Berserkers. Das Beleidigende und Aufreizende in den Reden des Herrn Omnia bestand nämlich hauptsächlich darin, dass er mit seiner oberflächlichen, aus Zeitungen herausgelesenen Halbbildung jeglichen zu belehren trachtete und dabei nicht die geringste Rücksicht nahm, wen er vor sich hatte. Ein riesiges Gedächtniss befähigte diesen Schwätzer nämlich, soeben gelesene Dinge fast wörtlich zu wiederholen und seine Zuhörer mit vor kurzem erst er-

worbenen halbverdauten Kenntnissen aus dem Kropfe zu füttern. Da ihm alles andere gleichgültig war, wenn er nur reden konnte, so richtete er sich an irgend einen Beliebigen, belehrte Philologen über Sprachwissenschaft, Mediziner über die Anfangsgründe ihrer Kunst, Afrikareisende über die Gewohnheiten der Neger und gab Redakteuren Anleitung, wie man eine Zeitung mit der Scheere herstellt. Als er einem sehr behaglichen und netten Buchdruckereibesitzer, der neben mir sass, einmal ohne Gnade das ganze Verfahren des Setzens, Korrigierens und Druckens weitläufig beschrieben hatte, ohne Zwischenreden und Einwände zu beachten und ohne sich darum zu bekümmern, dass dieser in seiner Noth und um sich zu retten mit mir ein Gespräch über die künstliche Hühnerzucht anfing, da zeigte dieser gute alte Mann mir, nachdem Omnia endlich von ihm abgelassen und begonnen hatte, einen Gutsbesitzer aus der Magdeburger Gegend über den Rübenbau und die Zuckerfabrikation zu belehren, da

zeigte mir diese Seele von einem Buchdruckereibesitzer ein Messer unter dem Tische, seine Züge verzerrten sich, und er gab mir pantomimisch zu verstehen, dass, Herrn Omnia den Hals abzuschneiden, zur Zeit das einzige sei, was seiner gequälten Seele Befriedigung zu verschaffen im stande sei. Also beleidigend wirkte die Manier dieses Schwätzers auf die meisten Tischgenossen, und nur Tante und Nichte schienen stets in Bewunderung versunken; auf diese beiden guten und sanften Kaninchen wirkte er sichtlich mit dem Zauber der Schlange.



IV.

Eines Abends beschloss ich, am nächsten Tage eine kleine Gebirgsfahrt über die neue und alte schlesische Baude zu machen, eine nicht zu anstrengende Tagestour. Ich erzählte davon, und als Omnia dies hörte, sah ich, wie er mit den Augen klappte. In der Frühe machte ich mich auf und

hielt meine erste Einkehr im Wirthshause zum Zackelfall. Ich sass dort in dem kühlen Gastzimmer und führte mit dem Wirth das Gespräch über seinen riesengrossen ausgestopften Auerhahn in dem viel zu kleinen Glaskasten, ein Gespräch, welches der brave Wirth schon neuntausendneunhundertneunundneunzigmal mit neuntausendneunhundertneunundneunzig Riesengebirgsbesuchern geführt hatte und welches immer etwa so lautet

„Sieh da, ein schöner Auerhahn!“

„O ja.“

„Haben Sie den selbst geschossen?“

„O ja.“

„Hier gibt's wohl noch viele Auerhähne?“

„O ja.“

„Der Glaskasten ist aber ein bisschen klein!“

„O ja.“

„Ein hohes Vergnügen, die Auerhahnjagd?“

„O ja.“

Da ich nun also gerade der zehntausendste war, welcher dies denkwürdige Gespräch führte, so feierte ich dies Jubiläum durch

ein Extraglas Ungarwein und wanderte weiter. Der Weg zur neuen schlesischen Baude ist nun nicht gerade allzu steil, aber für einen etwas völlig angelegten Menschen gerade genügend, um seine Dampfspannung zum Ueberdruck zu bringen. Windig gebaute Leute von 140 Pfund und weniger mögen solche Berge hinauftänzeln wie die Zicklein, dies sollte ihnen aber wohl vergehen, müssten sie wie ich ausserdem noch 70 Pfund Menschenschmalz mit sich schleppen. Ich möchte wohl sehen, wie bürgermeisterhaft sie sich dann bewegen würden, denn Fett gibt Würde.

Als ich nun so stetig und unverdrossen den Weg zwischen die Beine nahm und reichliche Destillationsprodukte von meinen Augenbrauen und dem Rande meines Hutes tröpfeln liess, kam mir ein braver Berliner entgegen, der von Schmiedeberg aus den Weg über die Koppe und den Kamm gemacht hatte, aber kaum einmal auf der ganzen Strecke aus dem Nebel herausgekommen war und somit fast gar nichts

gesehen hatte. Um sich nun mit der Natur in Einklang zu bringen, hatte er die vielen Wirtshausgelegenheiten fleissig benutzt und auch seinen inneren Menschen stetig in Nebel gehüllt. Er war infolgedessen in einer missvergnügten, aber mittheilsamen Stimmung.

„Was nützt mir dat janze Jebirge,“ sagte er, „wenn sie keine Wolkenschieber bei anstellen und man immer rumdusselt, wie Lessing sagt: „Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg.“ Oder war et Schiller? Na, mir is et schnuppe. Wenn ick in Berlin bei Nebel meinen Freund Lehmann fünf Treppen hoch in de Kochstrasse besuche und kieke da aus't Fenster, da hab' ick janz detselbe. Und dann det ewige nutzlose Klettern. Wenn man denkt, man ist ruff, muss man wieder runn, und dann wieder ruff!

„Da fragt man sich doch allemal,
Warum die Welt so unegal?“

wie Scheffel sagt oder Wilhelm Busch oder sonst einer von die Brüder. Die janzen Berge sind 'n Unsinn. Nee, da lobe ick

mir Berlin. Allens jlatt und sauber mit Asphalt und Koppsteene. Und wenn da mal 'n Berg is, is es 'n jemüthlicher Berg. Kennen Sie 'n Pfefferberg?*) Was? Oder 'n Schinderberg?*) Was? Da liegt doch wat drin. Was? — Na, verjnügten Nebel," schloss er dann und duselte weiter den Berg hinab, um wahrscheinlich nach kurzer Zeit mit dem Wirth am Zackelfall das zehntausend und erste Gespräch über den Auerhahn zu führen.

Als ich die neue schlesische Baude erreichte, schien es mir, dass ich mehr Glück haben würde als dieser Berliner, denn die Luft war ziemlich klar und nur über die Ferne ein leichter Dunst gebreitet. Ich bestellte mir dort den gebräuchlichen Eierkuchen, während zwei Megären im Nebenzimmer die Harfe schlugen und auf einer Guitarre trommelten, und ein männliches Wesen mit dem Aeusseren eines Gewohn-

*) Zwei bekannte Restaurationslokale in Berlin, die ihre Namen tragen von der winzigen Erhöhung, auf der sie liegen.

heitstagediebes die Zither dazu wimmern liess, so dass die Göttin der Musik weinend ihr Haupt verhüllt hätte, wäre sie zugegen gewesen. Aber dazu war sie viel zu klug — sie befand sich zur Zeit in Pegli am Ufer des Mittelmeeres und gab meinem Freunde August Bungert herrliche Melodieen ein.

Nach genügender Stärkung machte ich mich wieder auf, um den kleinen, schon vorhin erwähnten Seitenabstecher nach dem Pferdekopfe zu machen und das ungeheure Schreiberhau in seiner ganzen Ausdehnung zu geniessen. Die Aussicht war ziemlich verschleiert; aus dem weisslichen Grün der Thäler schimmerten die Häuser wie verschwommene Punkte hervor, der Hochstein war in Dunst gehüllt und das ferne Hirschberger Thal ein unkenntlicher Dämmer. Um den Gipfel des Reifträgers hatten sich Wolken gelagert. Auf dem Rückmarsche nach dem eigentlichen Kammwege verfiel ich einem Irrthume, dessen Opfer wohl schon mancher gewesen ist. Man konnte eine so beträchtliche Ecke abschneiden,

wenn man quer über das wiesenartige, mit einzelnen Steinblöcken und Gruppen von Krummholzkiefern bedeckte Land ging. Zuerst machte es sich auch ganz gut, aber bald ward der Boden sumpfiger, zwischen den einzelnen mit Krummholz bewachsenen Kufen stand das Wasser, und leises Quellgeriesel tönte überall. Ringsherum machten sich die Wasserpieper vernehmlich, jene angenehmen Singvögel, die erst von der Region des Krummholzes ab die Gebirge bewohnen. Es klang, als machten sie sich über mich lustig.

Plötzlich war die Sonne fort, und leise und geisterhaft schwebte ein sanfter Nebel herbei, im Nu die Welt in Schleier hüllend. Ich machte, dass ich zurückkam auf den ebenen kenntlichen Weg. Als ich die eigentliche Kammstrasse wieder erreicht hatte, zauderte ich, ob ich weiter gehen sollte. Rings war alles in Nebel getaucht und keine Ferne mehr kenntlich. Ganz in der Nähe lag die soeben verlassene Baude; fröhliches Getöse, Gläserklingen und Harfen-

gesumme klang von dort her. Sollte ich in diese unbekannte Nebelwelt hineintauchen, wo ich doch nichts vom Gebirge sah und mich zudem gar leicht verirren konnte? Aber der Weg streckte sich so sauber, vertrauenerweckend und kenntlich vor mir her, und kurz entschlossen schritt ich vorwärts. Es lag ein eigner geheimnissvoller Reiz über dieser Wanderung. Ringsum der stille Nebel zwischen dem niederen Krummholz, und nur einige Vogelstimmen oder zuweilen ein sanftes Rieseln und Plätschern fliessenden Wassers waren vernehmlich. Dann wurden in der Ferne Stimmen laut und tönten näher und näher. Blasse Gestalten, scheinbar riesengross, tauchten in dem Nebel auf, kamen näher, verkleinerten sich zu gewöhnlicher Menschengrösse, nahmen bestimmte Umrisse, Formen und Farben an, und unter Leitung eines hochbepackten Führers zog mit lustigen Scherzen und galgenhumoristischen Bemerkungen über den Nebel eine Wandergesellschaft an mir vorüber. Ich blickte mich um, sah die Leute

wieder im Nebel verschwimmen und lauschte im Weiterschreiten auf die allmählich verhallenden Stimmen, bis es wieder ganz still war. Ich hörte nun keinen Vogel mehr und kein Wassergeriesel, nur das Geräusch meiner eignen Schritte und das leise Rauschen meiner Bekleidung. So ging ich eine lange Strecke in scheinbar unendlicher Einsamkeit, bis ich plötzlich mit einem Schreck zusammenfuhr, der mir gleich hinterher komisch erschien. Mitten im dicksten Nebel setzte plötzlich eine Drehorgel ein und verpestete das heilige Schweigen der Natur mit dem Schunkelwalzer. Ich war heute mild gestimmt durch die nebliche Einsamkeit, und als ich dem emsig kurbelnden Greise nahekam, opferte ich ihm mehr als gewöhnlich. Noch lange verfolgte mich, allmählich in der Ferne ersterbend, die reichlich bemessene Anzahl von Tönen, welche mir der gewissenhafte Orgeldreher als Gegengabe schuldig zu sein glaubte. Dann wieder Einsamkeit, Nebel und Schweigen. Manchmal fanden meine Schritte stärkeren Wiederhall. Dann tauchten

in der weisslichen Dunstfluth ragende Schatten auf, deren Formen allmählich bestimmter wurden und sich als seltsam zerklüftete, übereinander gethürmte Felsblöcke darstellten. Sie warfen den Schall meiner Schritte mit metallischem Klange zurück und versanken dann wieder hinter mir in Dunst. So war ich lange gewandert, ohne jemandem zu begegnen, darum begrüsste ich mit Freuden den Schritt eines mir entgegenkommenden Wanderers, den ich nach dem Wege befragen konnte. „Immer geradeaus," war die Antwort, „nachher geht's links ab." Die Sache schien ja sehr einfach zu sein, und ich wanderte sorglos weiter, ohne allzuviel auf den Weg Achtung zu geben.

Ich mochte wohl schon seit zwei Stunden die neue schlesische Baude verlassen haben, da schien es mir, als ob der Weg zu meinen Füssen minder kenntlich sei als vorher, und als ich noch eine Strecke weitergeschritten war, konnte ich einen eigentlichen Pfad nicht mehr mit Bestimmtheit erkennen.

Sollte ich von der Hauptstrasse, ohne es zu merken, abgekommen sein? Ich folgte einer Richtung, die mir am meisten begangen zu sein schien, allein bald gerieth ich in wüstes Steingeröll, und der Boden senkte sich sehr merklich. Mir schien es nun das sicherste, auf den alten gut kenntlichen Weg zurückzukehren und dort mein Heil zu versuchen. Aber ich fand ihn nicht wieder und gerieth anstatt dessen in ein Dickicht von Krummholzkiefern, das undurchdringlich war; nur ein schmaler Gang zog sich pfadartig dadurch hin. Diesem folgte ich und gerieth in quelliges Terrain; bald schimmerte blankes Wasser in kleinen Lachen vor meinen Füssen. Ich musste wieder zurück, hatte mittlerweile die Richtung ganz und gar verloren und suchte planlos nach einem Ausweg aus dieser Wüste von Krummholzkiefern, quelligem Boden, Sumpf und Steingeröll. So ging es nicht weiter. Ich erhob meine Stimme zu lautem Rufe, in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Wie dünn erklang mein Schrei in dem weiten Nebelmeer; er schien auf der Stelle darin zu versinken, und es kam keine Antwort. Fast zwei Stunden hatte ich nun schon nach dem Wege gesucht und nichts erreicht, ich war müde und hungrig, denn fünf und eine halbe Stunde war ich bereits gegangen, ausser einem Eierkuchen hatte ich noch nichts Wesentliches an dem Tage genossen, und die Mittagszeit war längst vorüber. Unwillkürlich kamen mir einige Verse aus dem Gedichte eines Freundes in die Erinnerung, die also lauten:

„Was thut in solchem Fall ein Mann?
Er brennt sich eine Pfeife an,
Dass tröstlich ziehn um Nase
Die bläulichen Verbrennungsgase."

Eine Pfeife hatte ich zwar nicht, wohl aber eine Cigarre. Ich setzte mich auf einen Stein, um eine Weile zu ruhen, und blies gedankenvoll bläuliche Wolken von mir, die alsbald in dem Meere des Nebels verschwammen. Nachdem ich unter

Grübeln über meine verdriessliche Lage die Cigarre ausgeraucht hatte, blieb mir weiter nichts übrig, als aufs neue nach dem Wege zu suchen. Endlich musste ich ihn doch finden, und dann wollte ich besser auf ihn achtgeben. Es gelang mir jetzt wenigstens auf dem Trocknen zu bleiben und etwas zu entdecken, das einem Wege ähnlich sah, doch kam ich nur langsam vorwärts, weil ich immer auf der Hut sein musste. Nach einer weiteren Stunde, als ich gerade auf einer weichen Moosdecke dahinschritt und mein Geist mit der Vorstellung eines üppigen Beefsteaks erfüllt war, geziert mit krausen Zwiebellöckchen, während ich zugleich den löblichen Vorsatz in mir ausreifen liess, in der ersten Baude, die ich träfe, drei Glas Bier hintereinander hinabzugiessen, um diesen Berserkerdurst einigermassen zu dämpfen, da wehte plötzlich ein leiser Luftzug deutlich den Duft von etwas Gebratenem zu mir her. Ich hielt dies zuerst für eine Hallunkzination der aufgeregten Sinne, gewissermassen für eine Fata Morgana der

Nase, bestimmt, den hungrigen Wanderer in dieser Nebelwüste grausam zu täuschen, allein als ich stehen blieb und eifrig windete, merkte ich bald, es konnte keine Täuschung sein.

„Hallo!“ rief ich in den Nebel hinaus.

„Hallo, hier!“ antwortete eine bekannte Stimme ganz in der Nähe, und als ich hinzuschritt, erblickte ich Herrn Omnia, der höchst komfortabel im Schutze eines Felsens auf seinem Feldstuhle sass und zwischen den Steinen auf seinem Spiritusschnellkocher etwas schmorte, das den schönsten Duft verbreitete. Ich schätzte diesen Herrn ja sonst nicht sehr hoch, allein in diesem Augenblicke war er mir ein lieblicher Anblick, zumal ich allerlei angenehme Esswaaren, Blechbüchsen mit konserviertem Braten und dergleichen vor ihm aufgebaut sah. Auch eine vierkantige Glasflasche mit einer rothbraunen Flüssigkeit fiel mir wohlthätig auf, denn ich hegte den entzückenden Verdacht, dass sie mit Portwein gefüllt sei. Ein Tässchen Bouillon aus Fleischextrakt,

gewürzt mit Suppenkrautelixir, dampfte schon neben Herrn Omnia, und von Zeit zu Zeit schlürfte er behaglich davon. So sass er mitten im Nebel und in der Wildniss, umgeben von allen Schätzen des Delikatessenladens, und pflegte sich.

„Ich habe mich verlaufen," sagte ich, „und sehne mich sehr nach einem Wirthshaus, denn Hunger und Durst sind gross. Können Sie mir vielleicht den Weg oder die Richtung angeben zur alten schlesischen Baude?"

„Ich weiss ebenfalls nicht, wo ich mich befinde," sagte Omnia, „obwohl ich von der alten schlesischen Baude herkomme, um den umgekehrten Weg zu machen wie Sie. Im Nebel hat sich schon mancher verirrt, ich könnte Ihnen viele Beispiele davon erzählen. Jedoch will ich es heute unterlassen. Ich kann aber nicht umhin, Sie aufmerksam zu machen, wie übel Sie daran thaten, sich nicht mit einigem Mundvorrath zu versehen. Ich begebe mich nie auf eine Fusstour, ohne auf alle Fälle gerüstet zu sein. Denn

erstens kann es so gehen wie heute, zweitens sind die Wirthshäuser oft miserabel, drittens ist man unabhängig, und viertens weiss man, was man hat."

Der Braten, köstlicher Rehrücken, war jetzt warm, Herr Omnia trank seine Bouillon aus, nahm das Fleisch von der Flamme und setzte eine zweite Dose mit konservierten Champignons aufs Feuer, nachdem er reichlich Butter hinzugethan hatte. Sodann, um den Appetit zu reizen, nahm er aus einer verschraubbaren Büchse zwei Oelsardinen und verzehrte sie behaglich, „Canaud" sagte er dabei, „die beste Marke!"

Wahrhaftig, diesem verhärteten Scheusal fiel es nicht im Traume ein, mich einzuladen, und doch sah ich noch zwei geschlossene Blechbüchsen dastehen. Auf der einen stand Beefsteak, auf der anderen Hasenbraten.

Omnia verzehrte seinen Rehrücken, rührte zwischendurch in den schmorenden Champignons und trank ein Schlückchen Portwein, es war herzbrechend anzusehen.

Wahrhaftig, nun verstand ich Esau und seinen dummen Handel mit dem Linsengericht. Ich war auch ein Erstgeborener, und wie gern hätte ich alle damit verbundenen Rechte heute für eine Portion Beefsteak verkauft! Aber leider war meine Erstgeburt nicht mehr werth als eine abgestempelte Groschenmarke.

„Dergleichen versteht man jetzt merkwürdig," sagte Herr Omnia, „dieser Rehbraten ist fast wie frischer."

Ich fasste mir ein Herz. „Herr Omnia," sagte ich, „würden Sie sich bereitfinden lassen, mir gegen entsprechende Vergütung einiges von Ihren Vorräthen abzulassen?"

„Ich treibe keinen Handel," sagte dieser und machte sich über die lecker duftenden Champignons her. Es bereitete ihm sichtbar ein teuflisches Vergnügen, mich, den er hasste und auf den er wahrscheinlich auch eifersüchtig war, auf diese Weise zu elenden. Ich fühlte etwas von der Wuth eines Wehr-

wolfes in mir aufsteigen, und kurz entschlossen wendete ich mich und rannte ziellos in den Nebel hinaus, ohne viel auf den Weg zu achten.

„Ha,“ dachte ich, „wenn ich ein Tyrann wäre mit despotischer Macht, dann wüsste ich, was ich thäte. Ein Schloss wollte ich bauen in der schönsten Gegend des Landes, ausgerüstet mit allen Bequemlichkeiten, mit herrlichen Kunstschätzen, schwellenden Polstern, himmlischen Betten, Springbrunnen von Rosenwasser und durchfluthet von allen Wohlgerüchen Arabiens. Ueberall sanfte verborgene Musik, tanzende schöne Mädchen in leichten Flor gehüllt, schnäbelnde Tauben und singende Nachtigallen. In dieses Schloss würde ich Herrn Omnia setzen, wohlbewacht, dass er nicht entrinnen könnte, jedoch zu essen und zu trinken bekäme er weiter nichts als Gurkensalat und Weissbier. Ausschliesslich morgens, mittags, abends, und des Sonntags zur Abwechselung vielleicht manchmal etwas Honigkuchen und Pflaumenkompot.“

Trotzdem ich in solche scheusälige Gedanken ganz vertieft war, bemerkte ich doch, dass ich plötzlich wieder einen ganz ordentlichen Weg unter den Füssen hatte; und kaum war mir das klar geworden, als der Nebel vor mir dünner wurde, gleich als würde er von der Luft eingesogen, und mit einem Male lagen wie ein Land seliger Verheissung sonnbeglänzte Thäler und waldige Abhänge vor mir. Ich stand ganz nahe an der ziemlich steil abfallenden Almwiese, an deren unterem Ende die alte schlesische Baude gelegen ist, und dort lief ja auch der neuangelegte Zickzackweg, der zu ihr hinführte. Muth und Feuer kamen wieder über mich, und mit schnellen Schritten stieg ich eilfertig hinab, um alsbald bei Rührei mit Schinken und einer bauchigen Flasche vortrefflichen Ungarweines die ausgestandenen Strapazen zu vergessen. Ein Blick, den ich vorher noch zur Höhe sendete, zeigte mir, dass noch immer der ganze Gebirgskamm in ein brauendes Geschiebe dichter Wolken gehüllt war und wohl nur

durch einen glücklichen Zufall sich für mich diese Lücke geöffnet hatte.

Ueber die Kukuksteine kam ich nachher in anderthalbstündiger Wanderung noch vor Eintritt der Dunkelheit in Schreiberhau wieder an. Tante und Nichte sassen im Hotelgarten, und Entsetzen zeigten ihre Züge, als sie erfuhren, dass ich Herrn Omnia im Nebel dort zurückgelassen hatte. Die Gründe, weshalb ich, Hunger im Magen und Groll im Herzen, von ihm geflohen war, erschienen jetzt so lächerlich für mich, denn in der Erzählung wirkt dergleichen gewöhnlich ausschliesslich komisch, dass ich sie gar nicht mittheilen mochte. In den Augen der beiden Damen stand ich darum nun da als ein kalter, grausamer Egoist. Die Nichte sah mich feindselig an, und die Tante fand mein Benehmen in dieser Angelegenheit mindestens nicht schön. Es ward mir nicht geglaubt, als ich sagte, dass Herrn Omnia gar nichts an meiner Theilnahme gelegen gewesen sei und ich mich ihm doch nicht hätte aufdringen können, und als ich dann schilderte,

wie höchst behaglich und üppig er dort zu Mittag gespeist habe, erregte das nur Bewunderung für diesen Herrn und die unerschöpflichen Hilfsmittel, die ihm in seiner unvergleichlichen Reiseausrüstung zu Gebote standen, mir aber brachte es nicht den geringsten Nutzen, und es kam mir fast vor, als ob meine Rolle bei diesen beiden guten Leuten jetzt ausgespielt sei. So hatte mich dieser elende Schwätzer und Egoist ausser seiner schlechten Behandlung auch noch anderweitig zu Schaden gebracht, und eine teuflische Freude würde es ihm gewährt haben, wenn er das gewusst hätte.

Am anderen Tage war Herr Omnia ganz frisch und munter wieder da. Er hatte, wenn auch einige Stunden später als ich, ebenfalls den Ausweg aus dem Nebel gefunden, und da schon der Tag bereits sich neigte, war er in die alte schlesische Baude zurückgekehrt und hatte dort die Nacht zugebracht. Er übersah sofort die günstige Lage, in welche dies Erlebniss ihn gebracht hatte, und benutzte die Zeit so

gut er konnte, indem er noch am selben Tage um die Hand der Nichte, die eine Erbin war, anhielt. Augenblicklich wartete man scheinbar in ziemlich ängstlicher Stimmung auf die Entscheidung der Mutter, der sofort die ganze Angelegenheit brieflich mitgetheilt worden war. Dies erfuhr ich am folgenden Tage von einem anderen Tischgast, den man in die Sache eingeweiht hatte. Schreiberhau war plötzlich ohne Reiz für mich. Ich packte meine Sachen, nahm mir einen Wagen und fuhr über die Grenze nach Böhmen, um dort den Rest meines Urlaubes zu verbringen und meinen Gram mit Backhühnern und rothem Ofener zu bekämpfen.



V.

Ich hatte Herrn Omnia schon fast vergessen, wenigstens lange Zeit nicht an ihn gedacht, als mir etwa nach fünf Jahren

meine Wirthin eine Karte überreichte, die ein Versicherungsagent, der mich einzufangen gedachte, zurückgelassen hatte. Der Name dieses Agenten war Adalbert Schermäusel, und man wird sich erinnern, dass dies der eigentliche Name des Herrn Omnia war. Mein Groll war unterdessen verflogen, und mich plagte die Neugier ganz ausserordentlich, zu sehen, was aus ihm geworden und wie es mit seiner Heirath ausgeschlagen war, und ich beschloss, ehe er seinen Besuch wiederholen konnte, ihn in seiner Häuslichkeit aufzusuchen, denn seine Adresse war auf der Karte angegeben. Er wohnte in einer der neuen Strassen in der Nähe des zoologischen Gartens.

Als ich mit der Pferdebahn dort hinfuhr, sass mir gegenüber eine alte Dame, die sofort anfing, einen geradezu dämonischen Reiz auf mich auszuüben. Niemals in meinem Leben hatte ich den Ausdruck des absolut Bösen in einem Gesichte so ausgesprochen gefunden. Zwei harte braungelbe Augen schauten unruhig aus tief-

liegenden Höhlen hervor wie spähende Wölfe, und um den schlaffen, etwas grossen Mund zuckte es fortwährend wie von unterdrückter Tollwuth. Sie sass da, als erwarte sie von allen Seiten Angriff und Beleidigung und sei bereit, diese aus ihrem reichen Vorrath von Gift mit Zinsen zurückzugeben. Wenn die Augen ein Spiegel der Seele sind, so sagten diese Augen, dass in dieser Seele keine Gnade wohne, und wenn in den Adern dieses Weibes nicht Rattengift floss, so ahne ich nicht, was es sonst hätte sein können. Ich wusste nun mit einemmal haarscharf und ganz genau, wie des Teufels Grossmutter aussieht, wenn sie auf Erden kleine Besorgungen zu machen hat.

Es stieg ein Ehepaar aus dem Handwerkerstande ein mit einem kleinen hübschen Mädchen von etwa drei Jahren. Das Kind und die bescheiden und nett aussehende Frau kamen neben der Dame zu sitzen, der Mann ihnen gegenüber. Alsbald musterte das furchtbare Weib das niedliche

kleine Mädchen von der Seite mit einem wahren Menschenfresserblick, als dächte sie darüber nach, mit welcher Sauce es wohl am besten zu verzehren wäre, und als das Geschöpfchen nach Kinderart schüchtern und neugierig nun zu seiner Nachbarin emporsah, erschrak es so über diesen Blick, dass es sich ängstlich an seine Mutter schmiegte. Dabei kamen aber seine Füsschen mit dem Kleide der alten Dame in Berührung, und nun hätte man sehen müssen, mit welch einer Gebärde wüthenden Abscheues diese die Falten des Kleides zusammenraffte, um es vor dieser Berührung zu retten. Alsbald sagte sie mit einer widrigen, durchdringenden Stimme, ohne jemand dabei anzusehen: „Wenn unerzogene Kinder mit schmutzigen Füssen in die Pferdebahn mitgenommen werden, so hat die Person, die sie zu beaufsichtigen hat, darauf zu achten, dass solche Geschöpfe nicht absichtlich ihre unreinlichen Stiefeln an den theuren Kleidern anderer Leute abwischen."

Wie sie das Wort „Person“ aussprach, war wirklich hörenswerth. In dem Munde dieser Frau ward das Wort zu einem Gefäss bis zum Rande gefüllt mit Gift und tödlicher Beleidigung. Die arme kleine Frau ward ganz bleich vor Schreck, zog ihr Kind an sich, nahm es auf den Schooss und umschlang es schützend mit den Armen. Nebenbei waren seine kleinen unschuldigen Stiefelchen so blank und so rein wie poliertes Ebenholz. Der Mann ward ebenfalls zuerst bleich, dann aber dunkelroth, schnappte ein wenig nach Luft und blickte zornig auf die alte Dame hin, die in stiller Bosheit vor sich hinstierte. Dann kam es zum Ausbruch. „Wie können Sie sich unterstehen, hier von Person zu reden?!“ sagte er mit einer Stimme, die vor Zorn bebte. „Wenn Sie nicht eine alte kümmerliche Frau wären, dann würde ich Sie anders antworten. Verstehn Sie mir?“

Damit hielt er eine schöne breite, ausgearbeitete Grobschmiedsfaust empor und bewegte sie in bezeichnender Weise hin und her.

„Kondukteur! Kondukteur!“ schrie jetzt die alte Dame mit kreischender Stimme, „setzen Sie diesen Mann aus dem Wagen, er droht mir mit Schlägen. Ich bin eine unbeschützte Frau und wehrlos gegen solche Rohheit!“

Der Schaffner, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, zuckte mit den Achseln.

„Ich kenne Ihren Direktor!“ kreischte die Alte. „Sie werden nicht lange mehr Kondukteur sein. Ihre Nummer habe ich mir schon gemerkt. Betrunkene Leute haben Sie aus dem Wagen zu setzen!“ Der brave Handwerker war kaum noch zu halten, obwohl ihm seine Frau in die Arme fiel. Doch zum Glück kam jetzt der Wagen an eine Haltestelle, wo die wüthige Dame aussteigen musste, was unter Segenswünschen der übrigen Insassen des Wagens geschah, die ich hier nicht wiederholen will, denn aus Albertis Komplimentierbuch waren sie nicht entnommen. Ich musste hier ebenfalls den Wagen verlassen und sah die Alte

vor sich hin schnaubend wie eine Dampf abblasende Lokomotive auf einen Materialwaarenladen zusteuern, dessen Inhaber gerade behaglich in der Thüre stand und die Hände umeinander reibend ins Wetter guckte. Es war merkwürdig zu sehen, wie er blass wurde und seine Hände an ihm herabsanken, als er die alte Dame zu Gesicht bekam und inne ward, dass sie seinen Laden mit ihrer Gegenwart beehren wollte. Herr Theophil Birkenstock, denn so hiess dieser Mann nach seinem Schilde, schien auch schon seine Erfahrungen gemacht zu haben.

Ich traf Herrn Adalbert Schermäusel, der ein paar Häuser von dieser Haltestelle wohnte, zu Hause und er war sichtlich erfreut, mich wiederzusehen, wahrscheinlich aber nur, weil er mich als leichtes Opfer für seine Ueberredungskünste betrachtete, der Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten, deren Agent er war. Denn alsbald begann er mit grosser Zungengeläufigkeit, mir die ungeheuren Vortheile auseinanderzusetzen, welche diese Gesellschaft gewähre. Ein

Punkt, auf den er immer wieder zurückkam und den er als eine glanzvolle Neuerung und als einen Vortheil pries, den keine andere Gesellschaft biete, war der, dass es mir, wenn ich einige wenige Jahre die Prämie bezahlt habe, freistehe, mich auf jede mir beliebige Art umzubringen, ohne dass dies ein Grund sei, meinen Erben die bedungene Versicherungssumme vorzuenthalten. „Sie sind doch verheirathet?“ fragte er dann. — „Nein,“ sagte ich, „aber Sie doch wohl?“ — „Nun ja, Sie wissen ja,“ erwiderte er dann, und ein leichter Schatten flog über seine Züge. — „Wie geht es Ihrer werthen Frau?“ fragte ich. — „Gut, gut,“ war die etwas abwehrende Antwort, „sie ist augenblicklich bei ihrer Tante, die Sie ja auch kennen, und ihre Mutter, die bei uns lebt, hat die Güte, mir so lange die Wirthschaft zu führen.“

Ich hörte jetzt draussen einen Schlüssel in der Korridorthüre drehen und sah, wie Schermäusel erblasste. Gleich darauf öffnete sich seine Thür und zu meinem tödlichen

Schrecken trat mein Gegenüber aus dem Pferdebahnwagen ein, schnaubend vor Wuth.

„Bei Birkenstock wird nie wieder etwas gekauft," schrie die alte Dame, „er ward unverschämt gegen mich, als ich seine Butter probierte und ihm auf den Kopf zusagte, es sei alles Margarine. Die Kaufleute sind alle Betrüger. Wer ist der Herr?"

Schermäusel stellte mich vor: „Herr Abendroth, ein alter Bekannter aus Schreiberhau."

„Was haben Sie für ein Geschäft?" fragte die Alte barsch wie ein Thorschreiber aus alter Zeit.

„Ich bin Journalist," sagte ich.

„So'n Zeitungsschreiber," sagte sie, „verdienen Sie gut in dieser Branche?"

„Soviel ich brauche!" war meine Antwort.

„Ist kein reelles Geschäft, sie sind alle Lügner. Ich kannte auch früher mal einen, der war verheirathet und hatte fünf Kinder, war ein Hungerleider und Lump und lebte von Schulden."

Das war ja eine nette alte Dame. Schermäusel wand sich wie ein Wurm, ward blass und roth, aber schwieg.

„Ich denke, Adalbert," sagte sie dann, „es ist hohe Zeit, dass du wieder an dein Geschäft gehst. Der Herr kann dich ja bis an die Pferdebahn begleiten."

So was Deutliches war mir noch nicht vorgekommen. Ich schützte eine dringende Verabredung vor und empfahl mich schleunigst. Adalbert Schermäusel begleitete mich bis an die Thür, schaute sich scheu um, hob die Augen zum Himmel, zog die Schultern hoch und seufzte tief. Es lag die ganze Qual eines bis auf den Tod gepeinigten Sklaven darin, der aus seinen Ketten keine Rettung sieht.

Ich hatte Mitleid mit ihm. Armer Adalbert Schermäusel! Armer Omnia, was für ein Nihil bist du geworden!



LORELEI.



Er hiess Heinrich Tannhäuser und war wie sein halb sagenhafter Namensvetter ein fahrender Sänger, wenigstens so ein Stück davon. Seine Wanderlust hatte ihn noch nirgends ausdauern lassen; in verschiednen Städten Deutschlands und Italiens hatte er gelebt und gewirkt, komponiert und gedichtet, doch nirgendwo war er auf die Dauer geblieben. Zu seiner Doppelbegabung als Wort- und Tondichter kam noch, dass er eine leidliche Stimme besass und sehr gut Klavier spielte, insonderheit auch als Improvisator seines Gleichen suchte. In den Städten, wo er bekannt war, liess er sich denn auch zuweilen bewegen, ein Konzert zu geben zur grossen Ergötzung derer, die Vergnügen am Besondern haben, das man nur selten hört

und sieht. Denn einen solchen Tausendsassa, der sein ganzes Konzert als Dichter, Komponist, Sänger, Klavierspieler und Improvisator allein bestritt, fand man nicht alle Tage, zumal da alle diese Leistungen sich über das Gewöhnliche erhoben, ja zum Theil sogar sehr hohen Ranges waren. Weil er sich nun aber wohl hütete, aus diesen Künsten ein Gewerbe zu machen, vielmehr im Stillen emsig weiter an seiner Ausbildung und an grossen musikdramatischen Werken arbeitete, so kam es, dass sein Name weniger genannt wurde, als er es verdiente, und dass die grossen Schafdarmstreicher, Tastenhauer und Stimmritzen-Virtuosen, die eben weiter nichts gelernt hatten als ihr einseitiges Handwerk, geneigt waren, ihn über die Achsel anzusehen. Denn in diesem Zeitalter der Spezialisten ist man von vornherein geneigt den, der mehr kann als ein Ding, für einen Dilettanten zu halten.

Dies kümmerte aber Heinrich Tannhäuser sehr wenig, und er lebte ruhig so weiter, wie es ihm behagte im sichern Ver-

trauen, dass sich in Zukunft schon ausweisen werde, was an ihm sei. Bei seiner Bedürfnisslosigkeit erwarb er sich mit Leichtigkeit soviel, wie er brauchte, that, was ihm behagte, und lebte, wo es ihm gefiel; und da es gerade in Berlin im Herbst nicht übel ist, so hatte er sich einmal wieder in dieser mächtigen Stadt, wo ihm viele gute Freunde wohnten, eingefunden und in der Westvorstadt sich zwei behagliche Zimmer gemiethet.

Eines Tages im Oktober, da der Himmel glänzend blau und rein war, und die Luft würzig und frisch, fuhr er hinaus nach der Station Grunewald, um den schönen Herbstnachmittag im Freien zu verbringen. Im Grunewald ist es wie überall in der Welt; wenn man nicht den beliebten Bierstrassen folgt, kann man bald in der Einsamkeit und aus dem Bereiche des niedergetretenen Rasens, der Eierschalen und Butterbrotspapiere sein. Der junge Mann wusste von früher her einen grünen Fusspfad, der schliesslich über die Eisenbahnbrücke nach

Westend führte, und diesen fand er auch glücklich wieder. Nachdem er eine Weile tapfer vorwärts geschritten war, umfing ihn die Stille des Waldes. Der letzte Drehorgelton war verhallt und selbst der Donner der fahrenden Eisenbahnzüge war hier nicht mehr vernehmlich. Ueberall war es einsam und grün, und zwischen den röthlichen Kieferstämmen, deren unendliche Wiederholung sich wimmelnd in die Ferne verlor, floss das Sonnenlicht still hernieder. Nicht weit vom Wege stand ein Rudel Damwild; an zwanzig Köpfe waren aufmerksam unserm einsamen Spaziergänger zugewendet. Als dieser, scheinbar ohne sich um die bunten Thiere viel zu kümmern, weiter schritt, senkten sie wieder die Köpfe und zogen ruhig äsend weiter. Jetzt that sich zur Seite eine kleine Lichtung auf, und der junge Mann wandte seine Schritte dorthin, um in dem weichen Grase eine Weile zu ruhn. Hier schwebten noch einige späte Schmetterlinge, fliegenderSommer schwamm in der sonnigen Luft, und zwischen den

Stämmen ringsum hatten Kreuzspinnen ihre Netze gebaut, deren Fäden wie Silber glänzten. Der junge Mann streckte sich nieder, und während er die Hände unter das Hinterhaupt legte, zogen gleich den silbernen Sommerfäden Melodien durch seinen Sinn. Er hatte den Tag über in Erks Volksliedern studiert, und nun kam die Nachwirkung davon. Es waren nicht die Klänge, die draussen in der Welt für das höchste gelten, sondern einfache Weisen. Der Ausspruch Storms im „Immensee“ ging ihm durch den Kopf: „das sind Urtöne, sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiss, wer sie gefunden hat.“ Fürwahr, wie schaal kam ihm in diesem Augenblicke manches vor, das er selbst mit Feuer und Begeistrung im Herzen geschrieben hatte, wie hohl vor dieser edeln Einfalt, holden Schalkhaftigkeit und verhaltnen Leidenschaft. War nicht die Kunstproduktion oft zu vergleichen einem durch Pumpwerke hoch getriebnen Springbrunnen, während hier ein Quell daher rieselte, freiwillig entsprungen aus

dem Herzen der Natur, weil er nicht anders konnte? So sass er lange und summte und sang vor sich hin in der Einsamkeit, während ein zartes Säuseln durch die Kiefernwipfel ging und der Tag sich langsam neigte.

Endlich erhob er sich und wanderte weiter. Er gelangte auf die Chaussee und über die Eisenbahnbrücke in den sandigen und dürftigen Kiefernwald unmittelbar vor Westend. Bald erreichte er die ersten Häuser, wo sich diese traurige Einöde durch Kunst und sorgliche Pflege unvermittelt in üppige Gärten, schwellende Rasenflächen und laubigen Schatten verwandelt, und schlenderte zwischen den zierlichen Landhäusern dahin, die im rothen Schmuck des wilden Weins oder von dunkelm Epheu umsponnen so behaglich dalagen und in ihren Fenstern den letzten Glanz der versinkenden Oktobersonne freundlich wiederspiegelten.

Da schlugen aus einem Hause, das in besonders reicher Gartenumgebung schön und vornehm dalag, durch das geöffnete Fenster Töne an sein Ohr, die eine

fast elektrische Wirkung auf ihn ausübten. Zur Begleitung eines Flügels sang dort eine angenehme weibliche Stimme ein leidenschaftliches Lied, ein solches, das Sturm und Aufruhr der heftigsten Gefühle darstellte; allein sie sang es ganz falsch in einem zu langsamen Tempo und mit gänzlich unverstandenem Ausdruck. Das konnte niemand besser beurtheilen als Heinrich Tannhäuser, denn das Lied war von ihm.

„Oh — oh — oh“, dachte er fast laut, „müssen doch die kleinen Mädchen immer gerade solche Sachen singen und spielen, denen sie nicht gewachsen sind.“

Seine träumerische Stimmung war von ihm gewichen und die gewöhnliche Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, die ihn so oft schon zu schnellem Handeln getrieben hatte, kam wieder zum Vorschein. „Rascher, rascher!“ murmelte er und schlug unwillkürlich den Takt, „und dann heraus mit der Stimme! O du grundgütiger Schöpfer, es handelt sich hier nicht um kleine Pensions-

mädchengefühle, sondern um Katarakte, die von Felsen niederbrausen. Aber was weiss diese sanfte Lämmerseele von den Stürmen einer Menschenbrust!“

Er hatte unter dem Fenster Halt gemacht und sah nun zufällig, dass die Thür dieses Landhauses nicht verschlossen, sondern leicht angelehnt war, und erinnerte sich zugleich, dass er kurz zuvor ein hübsches Dienstmädchen aus dem Hause hatte über die Strasse huschen sehen. Den jungen Komponisten befiel ein übermüthiger Gedanke. „Ich werd's ihr mal vorsingen!“ sagte er vor sich hin, und fast in demselben Augenblicke war er auch schon auf dem schöngeschmückten Hausflur. Er klopfte an die Thür, hinter der der Gesang erschallte, allein da man ihn nicht hörte, trat er schnell ein. Der Gesang und das Spiel ward plötzlich unterbrochen, und von dem Flügel erhob sich ein schönes und schlankes junges Mädchen, das aus grossen, schwarzbraunen Augen mit Verwundrung und zugleich ein wenig Schreck auf ihn hinschaute.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte Tannhäuser mit grosser Schnelligkeit, „verzeihen Sie, dass ich hier so plötzlich eindringe. Ich hörte Sie ein Lied singen, das mir wohl bekannt ist. Sie haben eine schöne sympathische Stimme, aber dies Lied singen Sie grundfalsch. Erlauben Sie nur einen Augenblick, ich will Ihnen das beweisen!“ Und damit schritt er ohne Weiteres auf den Flügel zu.

Das junge Mädchen that im ersten Schreck ein paar Schritte und hatte schon die Hand nach dem Klingelzuge des Haustelegraphen ausgestreckt, als ihr einfiel, dass sie allein zu Hause sei und das einzige Mädchen, das zu ihrer Bedienung geblieben war, soeben auf eine Besorgung fortgeschickt habe. Und als sie zögerte, ob sie auf die Strasse hinauslaufen und um Hilfe rufen sollte, denn dieser Mensch war offenbar wahnsinnig, da ertönten auch schon die ersten Akkorde und Läufe und bannten sie fest, als sie schon die Thürklinke in der Hand hatte. Und nun, als das Lied begann,

gesungen von einer Stimme, die zwar nicht gerade schön war, durch die Kunst und die hinreissende Wärme des Vortrages dies aber ganz vergessen liess, als mit gewaltiger Steigerung diese kleine leidenschaftliche Tonschöpfung vor ihr aufstieg, da trat sie unwillkürlich einige Schritte näher, süsse Schauer überliefen sie, und die schönen braunen Augen verschleierten sich von Thränen. Ja das war richtig, das Lied musste anders gesungen werden, als es ihr noch soeben vorgekommen war. Und obwohl sie in Konzerten die berühmtesten Künstler gehört hatte, die in letzter Zeit in Berlin aufgetreten waren, so schien ihr doch, solche Musik, die so unmittelbar aus der Seele quoll, hätte sie noch nie vernommen.

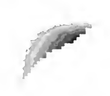
Als der wunderliche Mensch dort am Flügel nun sein Lied beendet hatte, liess er die Begleitung langsam verrauschen, die Wogen der Leidenschaft legten sich allmählich, und nur noch wie mit funkelnden Lichtern flimmerte es auf einer beruhigten See. Und während er nun leise und sanft

weiter spielte, dazwischen allerlei Motive aus Volksliedern anschlug und leicht variierte, sprach er in abgerissenen Sätzen, indem er sich halb nach der jungen Dame umwandte:

„So ungefähr muss das Lied gesungen werden .... Aber für Sie ist das nichts .... Sie kriegen die Forsche nicht raus .... Uebrigens ein vorzüglicher Westermeier Ihr Flügel .... Sind meine Lieblingsinstrumente .... Man kann darauf so pianissimo spielen, dass man es kaum noch hören kann .... Achten Sie mal auf“ ...

Und nun glitten seine Finger wie ein Frühlingshauch über die Tasten, und doch zeichnete sich klar und bestimmt das zarte Tongebilde ab.

Das junge Mädchen hatte noch kein Wort gesprochen, denn so etwas Verblüffendes war ihr noch nie begegnet. In den Kreisen, wo sie sich bewegte, ging alles so wundervoll förmlich und geschniegelt zu, und wenn sie dort einmal in Gesellschaft etwas sang, so konnte es sein, was es wollte, immer kamen die Herren Referendare und



säuselten wohllautende Komplimente, die Leutnants schlugen mit hörbarem Ruck die Hacken zusammen und dankten für den hohen Genuss, und die jüngern und ältern Damen hauchten: „Entzückend!“ — einen Ausdruck, den sie besonders lieben, weil er einen kleinen Mund macht. Und nun kam dieser wildfremde, unvorgestellte Mensch hier plötzlich hereingebrochen, sagte ihr Grobheiten und benahm sich ganz als wenn er zu Hause wäre. Und doch konnte sie ihm nicht zürnen. Wie sonderbar! Es war etwas Leuchtendes und Siegreiches in seinem Wesen, das für ihn einnahm, und offenbar war er auch ein grosser Künstler, das ging aus der genialen Sicherheit hervor, mit der er das Instrument und seine Stimme beherrschte. Aber sie nahm alle ihre Würde und Hoheit zusammen, suchte einen strengen Ton in ihre Stimme zu legen und sagte:

„Ich danke Ihnen aufrichtig, mein Herr, für die Belehrung, die Sie mir ertheilt haben, aber . . . .“

„O bitte, bitte," fuhr der junge Mann dazwischen, „ich hätte mich ja weiter über die Sache gar nicht aufgeregt, wenn Sie nicht wirklich eine anmuthige Stimme hätten. Aber Sie müssen etwas anderes singen, als solche Sachen. Sie müssen einfache, herzliche Lieder singen, Volkslieder zum Beispiel."

Es war noch hell draussen, doch begann schon die schmale silberne Sichel des Mondes siegreich aus dem Abendroth hervorzutreten.

„Was nehmen wir denn nun gleich? Jawohl die Lorelei, die kann jeder. Passen Sie auf, ich mache eine kleine Einleitung, und wenn ich Ihnen zunicke, dann legen Sie los!" Sofort begann er zu spielen, während das Fräulein wiederum aufs Aeusserste verblüfft sich vornahm, so stumm zu bleiben wie ein Fisch. Aber das Vorspiel zog sich etwas in die Länge, und eine wunderbare Stimmung kam über sie, als sie den Tönen folgte. Sie sah ihn ruhig dahinfliessen, den alten Rhein, sie hörte das sanfte Rauschen seiner Wellen, und eine süssmelancholische Abendstimmung, wie sanfte Erinnerung an alte

vergangne Zeiten lag darüber hingebreitet. Allmählich trat die Melodie des Liedes hervor, immer deutlicher und dringender, und endlich, als der junge Mann mit halber Seitenwendung freundlich auffordernd nickte, da setzte das schöne Mädchen ein, halb gegen ihren Willen, aber sie musste:

Ich weiss nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin . . . .

Wie sang es sich herrlich zu dieser Begleitung, die in zarten Tonbildern den Text des Liedes malerisch begleitete und auf spielenden Wellen ihre Stimme dahintrug wie einen leichten Kahn im Schimmer des Abendroths. Der Klavierspieler nickte zuweilen beistimmend und voller Wohlwollen, und als das Lied beendet war, liess er wie traumverloren die Begleitung ausklingen, indem er die Melodie des Liedes in kunstvoller Weise variierte. Durch das Fenster schaute die leuchtende Sichel des Mondes freundlich herein.

Dann erhob er sich schnell, verbeugte sich und sprach: „Das war sehr schön, mein

Fräulein! Ich danke Ihnen. Und nun, da ich meine Mission erfüllt habe, erlaube ich mir, mich Ihnen vorzustellen.“ Er nahm eine Karte heraus und überreichte sie ihr.

„Heinrich Tannhäuser,“ las sie verwundert und ihre Augen glitten fragend zu dem Namen des Komponisten auf dem Liederhefte, aus dem sie vorhin gesungen. „Sie selbst?“

Der junge Mann verbeugte sich zustimmend. Da ging ein schalkhaftes Leuchten über das Antlitz des schönen Mädchens, sie eilte zu einem Tischchen, nahm eine kleine Tasche auf und eine Karte hervor, die sie dem Komponisten mit erwartungsvoller Miene überreichte.

„Lore Ley.“

las dieser zu seiner lächelnden Verwunderung.

„Sie selbst?“ fragte er dann launig „fürwahr, ich habe Sie mir immer blond vorgestellt!“

* * *

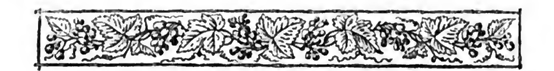
Diese kleine Geschichte habe ich meinem Spürsinn zu verdanken, der angeregt wurde, durch eine Anzeige, die ich vor Kurzem in der Vossischen Zeitung las. Eine sonderbare Zusammenstellung von Namen erregte meine Neugier, und ich ruhte nicht eher, bis ich das kleine Abenteuer in Erfahrung brachte, das ich soeben erzählt habe.

Die Anzeige aber lautete:

Lore Ley,
Heinrich Tannhäuser,
Verlobte.



ETWAS VOM „BOETEN“.



An einem stillen schönen Juniabend sass ich mit meinem Freunde, dem Gutspächter, Johann Nebendahl, unter den blühenden Linden vor seiner Hausthür. Ausser dem Gesumme der Bienen, die im letzten Abendstrahle noch thätig waren, vernahm man nur zuweilen das satte Brummen der Kühe aus dem benachbarten Viehhause und das Schrillen der Schwalben, die sich um die Dächer jagten. Dazwischen tönte manchmal das dumpfe Rollen und klirrende Klappern der Erntewagen, denn das letzte Heu ward eingefahren, und auf dem ganzen weiten Hofe war ein sanfter Duft nach diesem vortrefflichen Stoffe verbreitet. Allmählich versank die Sonne in goldrothem Abenddunste, und von diesem leuchtenden Hintergrunde schwarz sich abhebend,

schwankte das letzte Fuder herein. Das Bienengesumme war allmählich verstummt, und statt der Schwalben tauchten Fledermäuse irrenden Fluges aus dem Schatten der Stallgebäude in die sanfte Helligkeit des Abendhimmels. Abgeschirrte müde Pferde wurden über den Hof geleitet, mit schweren Tritten gingen Arbeiter und Knechte der Abendmahlzeit zu, und so lag bald alles rings in Dämmerung und Stille, nur dass von fern ein eintöniger Chor der Frösche herübertönte.

Jetzt kam noch ein schwerer Schritt von den Stallgebäuden her. Es war der Vogt, welcher die Schlüssel brachte, um sie in der Stube des Herrn an den Riegel zu hängen. Dann tauschte dieser Mann mit meinem Freunde einige Bemerkungen aus über die Vorgänge des Tages und erhielt Anweisungen über die Arbeiten des nächsten. Als er dann gehen wollte, zögerte er noch eine Weile und sagte: „Ja, un wat ick noch seggen wull — week von dei Köh hebben Maden.“

„So?“ sagte Herr Nebendahl.

„Ick heww’t Balowsch all seggt,“ fuhr der Vogt fort.

„Is god!“ erwiderte mein Freund, und der Mann ging.

Als seine Schritte in der Ferne verhallt waren, sog Nebendahl einige stärkere Züge aus seiner langen Pfeife, nahm einen Schluck Rothwein, räusperte sich und sagte: „Is doch schnurrig. Ich möcht’ woll wissen, was die Altsche für’n Mittel hat.“

„Wofür oder wogegen?“ fragte ich.

„Nu, gegen die Maden. Wenn ihr das gesagt wird, so kann man sicher sein — in zwei oder drei Tagen sind sie weg. Die Leut’ sagen, sie geht bloss des Abends im Schummern an das Viehhaus, macht die Thür ein bischen auf und ruft hinein: „Uns’ Veih hett Maden!“ Dann geht sie wieder nach Hause, un am andern Morgen is alles in Ordnung. Na, das is ja natürlich Unsinn, aber wahr is, dass sie die Kühe in ganz kurzer Zeit kuriert; wie sie’s macht, weiss der Deubel. Blut stillen un Krankheiten

besprechen oder böten, wie sie hier sagen, kann sie auch, un das Sieb laufen lassen, un was solche Künste mehr sind."

„Wissen Sie Genaueres von solchen Geschichten?" fragte ich, denn diese Dinge haben mich von jeher angezogen.

„Na, was wollt' ich nich?" sagte mein Freund, „mir hat ja früher eine andere alte Frau mal mit Böten das Leben gerettet. Aber das is eine zu schnurrige Geschicht', un ich muss noch immer lachen, wenn ich da bloss an denk'." Und damit brach er in ein donnerndes Gelächter aus, wie ich es von keinem Sterblichen sonst in solcher Vollendung gehört habe. Für sein ungeheures Lachen war mein Freund berühmt, und wenn er sich einmal an einem stillen Sommerabend wie heute im Freien recht tüchtig amüsierte, so wusste man im Umkreise einer halben Meile, dass Herr Nebendahl vergnügt war.

Ich bat natürlich um diese schöne Geschichte, und mein Freund war auch gleich bereit, sie zu erzählen.

„Als ich noch Inspektor in Grambow war,“ begann er, „da sass ich eines Sonntagnachmittags auf der Bank vor der Thür, rauchte meine kurze Pfeif’ und simelierte über die Wirthschaft. Kommt da ein altes schlumpiges Weib auf den Hof mit Stock und Bündel, und Kleid und Tuch aus lauter Flicken und bettelt mich an. Ich sag’: ‚Kann sei nich arbeiten?‘ Da fing das alte Reff an zu weimern un sagt’: „Ach, min leiwe Herr, ick bün jo so ungesund un heww alle Suchten, un so’n Rieten in’n Kopp, un so’n Bewern in dei Knei, un so’n Sangeln in dei Knoken. Un wenn ick wat et, denn steht mi dat vör dei Bost un sleit mi nich an. Un dorvon bün ick so machtlösig un holl dei Arbeit nich ut un möt snurren gahn.‘

„Ich weiss nich, weshalb ich grad auf den Einfall kam, aber das hexenartige Aussehn der Frau bracht’ mich woll drauf, dass ich fragte: ‚Hett sei dat denn nich mal mit Böten versöcht? Dei Arbeit is doch nich tau swer.‘

„Die alte Person machte ein ganz schnurriges Gesicht und sagte: ‚Wünscht heww ick dat all lang, min leiwe Herr, äwer nümms will mi dat lihren.‘

„Mir fiel plötzlich ein Spottvers auf das Böten ein, den ich in meiner Kindheit oft gehört hatte, und die Laune trieb mich an, der Frau die mangelnde Belehrung zu geben. ‚Dat will ick ehr woll bibringen,‘ sagt' ich. ‚Pass' sei mal god up, wat ick vör'n Vers segg. So geht hei:

„Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start,
Dat di bald wedder beter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, so schad't ok nich!

Dorbi makt sei drei Krüzen, un dat is't all.‘

„Nie hätt' ich gedacht, dass sich ein Gesicht so verändern könnt', wie das von dieser alten Frau. Sie wurd' ganz roth vor Aufregung, und ihre Augen glummerten ordentlich.

„,Ick birr Sei, Herr,‘ rief sie, ,ick birr Sei gor tau sihr — seggen S' mi dat noch mal.‘ Na, ich that ihr ja nu auch den Gefallen, un sie plapperte andächtig nach, was ich ihr vorsagte. Dann rief sie: ,So, nu weit ick't, leiwe Herr, un ick bedank mi ok gor tau vel Mal.‘ Damit wollte sie gleich fort. Ich schenkte ihr aber noch 'n Schilling un schickte sie in die Küch', dass sie sich da 'n bisschen Essen geben lassen sollt'.

„Nachher sah ich die alte vermissquemte Person noch einmal, als sie wieder wegging. Sie war noch immer in Aufregung, so dass sie mich gar nicht bemerkte, un betete fortwährend den dummen Vers vor sich hin, als hätt' sie Angst, dass sie ihn vergessen möcht'. ,Na,‘ dacht' ich, ,wenn die nu man blos nicht das Kurieren kriegt un mit diesem blödsinnigen Vers den ,Leiden der Menschheit‘ un allen möglichen Krankheiten unter die Nase geht. Das soll mich doch mal wundern, da hätt' ich ja was Schön's angericht't.‘ Na, ich tröstete mich aber wieder

mit dem letzten Satz von meinem Vers':
‚Helpt et nich, so schad't ok nich!'

„Bald nach dieser spassigen Geschicht', an die ich vielleicht nie wieder gedacht hätt', wär' ich nicht später noch mal schnurrig dran erinnert worden, verheirathete ich mich, übernahm diese Pachtung un bekam mächtig viel Arbeit, denn ich hatt' genug zu thun, dass ich mit meinen geringen Mitteln un bei den mässigen Jahren über Wasser blieb. Na, jetzt geht es ja, un ich bin so ziemlich zufrieden, aber damals stand es doch manchmal höllisch auf der Wipp'. Als ich die Pachtung nun so 'n Jahrer sechs gehabt hatt', da kam mal 'n Jahr, wo in der ganzen Gegend ganz barbarisches Korn gewachsen war. Aber ganz besonders bei mir — ich sag' Ihnen, die Leute kamen von weither, um meinen Weizen zu sehen. Na, dacht' ich, Johann, wenn dies all gut geht, das kann dich rausreissen. Aber was muss da los sein? Mitten in der Weizenernt', als ich's grad besonders hild hatt', da krieg' ich 'n Geschwür in'n Hals. Er geht mir ganz

zu, un ich kann nicht ordentlich schlucken un muss mir mein bischen Essen mit Gewalt reinwürgen. Ich schick' endlich nach'n Doktor. Der kommt un zuckt die Achseln un sagt, das wär' 'n interessanter Fall, aber nichts für ihn. Das wär' 'ne ganz kniffliche chirurgische Sach', damit könnt' er sich nicht befassen, da müsst' ich so schnell als möglich mich aufn Wagen setzen un nach Rostock fahren zum Professor. Na, nu denken Sie sich, mitten in der Weizenernt', wo ich keinen Inspektor hatt', sondern man zwei Lehrlinge, die eigentlich jeder den ganzen Tag einen Wächter bei sich zu stehen haben mussten, der aufpasste, dass sie kein dumm Zeug machten. Als ich nu sagte, das ginge nich, da zuckte der Doktor wieder mit den Achseln un meinte, 'n anderen Rath könnt' er mir nich geben, schrieb mir noch 'ne theure Medizin auf un fuhr wieder ab. Na, ich nehm' ja auch die Medizin, aber es wurd' immer schlimmer. Am anderen Tage ging's auch schon nicht recht mehr mit dem Luft kriegen, un manchmal dacht' ich, ich

müsst' sticken. Meine Frau hatt' mir schon immer in den Ohren gelegen, ich sollt' doch mal zu der alten Frau in Gammelin schicken, die sich auf das Böten verstünd'. Man könnt' doch mal den Versuch machen, un die Frau hätt' doch schon so vielen geholfen. Nich allein zu den Tagelöhnern un Bauern, nein auch zu den Herrschaften in der ganzen Umgegend würd' sie geholt, un dolle Ding' würden erzählt von ihren Kuren. Die Frau wär' früher bettelarm gewesen, aber dann hätt' sie das Böten angefangen, un nu wär' sie schon ganz wohlhabend. Sie hätt' 'n klein hübsch Haus mit 'n schönen Garten, ne feine Kuh, 'n paar Staatsschweine, un 'n ihrem Bettstroh sollt' sie 'n mächtigen Strumpf bis oben voll lauter harte Thaler zu liegen haben. Den Strumpf soll sie sich extra dazu von der Krügerfrau in Kritzkow haben schenken lassen, was nämlich die grösste un dickste Person in der ganzen Gegend is un Waden hat wie'n Mastbaum.

„Na gut, meine Frau is wieder bei un bearbeit't mich, un ich will natürlich nich,

da klopft es mit eins, un die Thür geht auf, un eine alte, sauber angezogene Frauensperson kommt 'rein. Hat meine Frau die Altsche aus Gammelin heimlich kommen lassen, un als ich nu noch nich will, sondern ruf', es sollt' angespannt werden, ich wollt' auf Deubelhol nach Rostock jagen zum Professor, da fängt meine Frau an zu weinen, un das kann ich nicht aushalten. Un da mir nu grad' die Luft wieder weggeht, dass ich mächtig jappen muss, da denk' ich denn: Helpt et nich, so schad't ok nich!' un sag', sie sollt' man ihre Künste machen.

„Nu kommt das alte Wesen 'ran mit seiner spitzen Nas', so salbungsvoll un feierlich wie so'n Kirchhofsgespenst un bückt sich über mich un fängt an was herzubeten, ganz leis', aber ich versteh' es doch, un das war 'n Glück, denn sonst hätt' 's vielleicht nich geholfen:

,Böt, böt, böt!
Dei Kreih hett Föt,
Dei Kreih hett'n langen Start,
Dat di bald wedder beter ward!
Böt, böt, böt!
Helpt et nich, so schad't ok nich!'

„Un richtig, als ich ihr ins Gesicht seh', da erkenn' ich die alte Bettlersch wieder von damals, nur dass sie in einem besseren Futterzustand war als früher un sich 'n bisschen staatscher aufgezäumt hatt'. Un als ich nu dran dacht', dass diese alte Person all ihre berühmten Kuren mit meinem Jökelvers gemacht hatt', un dass ich nu selber dran glauben sollt', da musst' ich, obgleich mir kreuzmiserabel zu Muth war, so furchtbar lachen wie noch nie in meinem ganzen Leben. Un Sie wissen doch, dass ich darin was leisten kann. Un ich lach' los, dass sich die Balken biegen, dass die Fenster klirren, un der ganze alte Kasten von Haus das Bebern kriegt. Un da mit eins is es mir, als wenn sich was löst in mein'm Hals, un nu kommt ein Hustenanfall, der gar kein End' nehmen will. Na, als ich nu endlich ausgehust't hatt', da war mir der Hals frei, un ich konnt' Luft kriegen un schlucken wie sonst, denn von dem fürchterlichen Lachen war das Geschwür von selbst aufgegangen, un ich war kuriert.

„Ja, natürlich, da hatt' das Böten mal wieder geholfen, wo der Arzt nichts ausrichten konnt', un Sie können sich denken, wie geschwollen die Alte war un stolz auf diese Wirkung. Un der Ruhm von dieser Frau is natürlich von nu an noch grösser geworden, un wenn ich auch jedem erzähl', der es hören will, wie die Geschicht' zusammenhängt, so hilft das gar nichts, denn jeder Gläubige oder vielmehr Abergläubige sagt dann: ‚Nu, es hat ja aber doch wirklich geholfen!' Ja, was soll ich da machen? Gegen so einen richtigen soliden Aberglauben kommt man nicht an, da kann man eher ein Panzerschiff mit Hühnerschrot in den Grund bohren!"

So erzählte mein Freund Nebendahl und lachte noch einmal so, dass fern im Dorfe die Tagelöhner, welche beim Abendessen sassen, sich anstiessen und sagten: „Nu hürt doch mal blos, wo uns' Herr hüt abend wedder vergnäugt is!"

THÜRINGISCHE KARTOFFELKLÖSSE.

Eine Burleske nach dem Leben.



Das Leben jedes echten Thüringers ist gleichsam mit einer Perlenschnur von Kartoffelklössen durchflochten, und seine Augen leuchten, wenn er nur den Namen dieses für ihn so köstlichen Gerichtes aussprechen hört.

Ganz besonders in der Fremde nimmt der Kartoffelkloss für ihn einen geradezu symbolischen Charakter an, er bedeutet ihm die Heimath mit all dem Lieblichen, Holden und Trauten, das für den trotzdem so wanderlustigen Deutschen mit diesem Worte verknüpft ist, und haben sich irgendwo in der weiten Welt Thüringer um dies köstliche Gericht zusammengefunden, so verzehren sie es mit lyrischen Empfindungen, und den weicheren unter ihnen werden die Augen feucht. Angehörige des kräftigen und aus-

dauernden Volksstammes der Thüringer sind über die ganze Welt verbreitet, und überall, wohin sie gelangen, vermögen sie zu gedeihen, sofern das Land Kartoffeln hervorbringt. Denn die grünen Berge, die rauschenden Wälder, die lieblichen Thäler, die rieselnden Bäche seines Heimathlandes vermag der Thüringer zu entbehren, nicht aber das köstliche Gericht, an dem die holdesten Erinnerungen seiner Jugend haften. Davon hat mein Freund, der Afrikareisende Doktor Elgersburg, selbst ein geborner Thüringer, ein höchst sonderbares Beispiel berichtet. Als dieser vor einigen Jahren den Kongo hinauffuhr, gelangte er an eine Station, wo man ihn mit Freuden begrüsste, als man hörte, dass er ein Arzt sei, denn einer der dort angestellten Europäer, der, wie sich bald zeigte, ebenfalls von Geburt ein Thüringer war, lag schwer krank darnieder, und keines der in der Stations-Apotheke vorhandenen Mittel wollte ihm helfen. Man führte den Doktor Elgersburg zu dem Kranken, und dieser erfahrene Arzt wusste auf den ersten

Blick, was seinem Landsmann fehle. Als die wohlbekannten Laute des heimischen Dialektes an das Ohr des Patienten schlugen, ging ein schwaches Lächeln über seine schlaffen Züge, und in seinen Augen leuchtete etwas wie Hoffnung auf. Doch dies matte Licht erlosch bald wieder, und mit müder Stimme sprach er dann: „Sie können mir doch nicht helfen, Herr Doktor, es geht zu Ende. O, wär' ich doch nie in dies infame Land gekommen!"

„Nur Muth, lieber Landsmann!" sagte der Arzt, „so schlimm steht die Sache denn doch nicht. Passen Sie nur auf, die Geschichte wollen wir bald haben."

Dann ging er hinaus zum Chef der Station und sprach zu dem: „Ganz einfache Diagnose. Der Mann hat Heimweh. Der Mann ist Thüringer. Sind Kartoffeln am Ort?"

Es zeigte sich, dass von der letzten europäischen Proviantsendung noch deren 50 Liter vorhanden gewesen waren, allein diese hatte man zur Aussaat bestimmt, und am

Tage vorher gerade waren sie in die Erde gekommen.

„Hier handelt es sich um ein Menschenleben!“ rief der Arzt, „da müssen unbedingt ein paar Liter wieder ausgekratzt werden! Anders kann ich den Mann nicht retten.“

Kopfschüttelnd schickte der Stationschef auf das energische Drängen des Doktors ein Negerweib hin, und binnen kurzem kam dieses mit einem Korbe voll Kartoffeln zurück. Als nun diese geschält wurden und solch wohlbekanntes Geräusch, sowie das taktmässige Plumbsen der fertig geschälten Knollenfrüchte in den Kücheneimer hörbar ward, da war es merkwürdig zu sehen, wie eine sanfte Röthe über das Gesicht des Kranken im Nebenzimmer zog, und wie sich seine Ohren spitzten gleich denen eines Schlachtrosses, das den Klang der Kriegstrompete vernimmt. Und als nun gar eine Reibe herbeigeschafft und die Kartoffeln gerieben wurden, da richtete er sich ein wenig auf einem Arm empor und strich sich wie träumend mit der Hand über die Stirn.

„Nun, wie ist Ihnen?“ fragte der Arzt, der soeben in die Thür getreten war.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ sprach der Kranke. „Mir ist, als träumte ich. Als wär's Sonntag Vormittag und ich zu Hause bei meiner Mutter in Ilmenau, unter den Linden, wo der Brunnen vor der Thüre steht.“

„Ja, ja,“ rief der Arzt, „es kommt noch besser, warten Sie nur!“

Da sonst ein geeignetes Instrument am Orte nicht vorhanden war, so hatte doch der Arzt eine Kartenpresse entdeckt und diese sogleich für seine Zwecke in Anspruch genommen. Er schlug die Masse der geriebenen Kartoffeln in eine Serviette, spannte sie ein und hiess das Negerweib die Schrauben anziehen. Als der Kranke das Knarren der Schrauben vernahm und das girrende Rieseln des ausgepressten Saftes, da richtete er sich ganz auf von seinem Lager und sah mit glänzenden Augen vor sich hin: „Ich weiss nicht, wie mir ist,“ flüsterte er vor sich hin, „mir wird so wohl; ich glaube, ich kann noch wieder gesund werden.“

Ein wenig Weissbrot war vorhanden; es ward nach der Anweisung des Arztes in Würfelchen geschnitten und geröstet. Dann formte er selber kunstgerecht aus der vorbereiteten Masse die stattlichen Klösse und vertheilte die Semmelbrocken sachgemäss. Während das Gericht nun kochte, kehrte der Doktor zu seinem Kranken zurück und sass in fröhlicher Erwartung zukünftiger Ereignisse an dessen Lager. Doch dieser war wieder ganz in sich zusammengesunken, der Glanz seiner Augen ausgelöscht und jeder Hoffnungsschimmer von seinen Wangen verschwunden. „Nur Muth, nur Muth!“ sagte der Arzt, „die Medizin ist bald fertig.“

Nach einer Weile entstand draussen ein Geräusch, der Doktor eilte hinaus und kam mit einer mächtigen Schüssel dampfender Kartoffelklösse wieder zurück. Der Kranke lag abgewendet und rührte sich nicht. Doch plötzlich stieg ihm der liebliche Duft in die Nase. Das riss ihn empor. Er sass aufrecht, starrte mit wirren Blicken, wie wenn er einen Geist schaue, auf die Schüssel hin und

ward roth und bleich innerhalb einer Sekunde. Dann schien ein Gefühl unsäglichen Glückes ihn zu überkommen. „O, du mein Herrgott!“ sagte er.

Die Schüssel ward vor ihn hingesetzt, man stopfte ein Kissen hinter seinen Rücken, und nun begann der Kranke fast zaghaft und seinem Glücke noch nicht recht trauend einen der Klösse kunstgerecht auseinander zu reissen. Nun sah er wohl, es war kein Traum. Dann probierte er den Kloss, und alsbald liefen ihm die Thränen über die eingefallenen Wangen. „Alles richtig,“ murmelte er, „gerade so wie meine Mutter sie macht in Ilmenau ‚unter den Linden,‘ wo der Brunnen vor der Thüre steht.“ Alsdann verzehrte er im Schweisse seines Angesichts elf Kartoffelklösse wie eine Faust gross, sank dann mit paradiesischen Empfindungen zurück in die Kissen und schlief vierundzwanzig Stunden hintereinander weg. Er wachte auf mit einem Gefühle, als wenn seine Glieder von Stahl und seine Gelenke Sprungfedern wären, stand auf, kleidete sich

an und ging noch desselbigen Tages auf die Elefantenjagd.

Als ich dieses merkwürdige Erlebniss meines Freundes, des Afrikareisenden Doktor Elgersburg, eines Sonntagvormittags am runden Tische der Weinhandlung von Knoop in der Potsdamer Strasse erzählte, fand ich statt des ironischen Zweifels, den ich eigentlich erwartet hatte, einen Beifall, der mich überraschte, besonders von zwei Zuhörern, die mit strahlender Aufmerksamkeit der Geschichte gefolgt waren. Von diesen beiden Männern, die ebenfalls Thüringer waren, hatte sich besonders der eine meiner Freunde, Doktor Wendebach, durch die grosse Lebhaftigkeit seiner Theilnahme ausgezeichnet. Dieser Doktor Wendebach, der ein ungeheuer gelehrtes Werk kulturhistorischen Inhaltes herausgab, war in seiner Art ein merkwürdiger Mensch, denn er verband den emsigen Fleiss mühseliger Forschung mit der heitersten Lebenslust des Weltmannes, er verstand es, wenn man so sagen darf, Biene und Schmetterling in einer Person

zu sein. Dazu besass er die Gabe, die wunderlichsten Einfälle und paradoxesten Ideen mit dem grössten Aufwand von Scharfsinn und Lebendigkeit vorzutragen, ihnen die glänzendsten Mäntelchen umzuhängen und sie durch blitzartige Einfälle auf eine geistvolle Art zu beleuchten. In diesen dialektischen Fechterkünsten war er so gewandt, dass Jemand, der sich mit ihm in dergleichen scherzhaften Streit einliess, fast immer den kürzeren zog.

Doktor Wendebach hatte also diese Geschichte mit grosser Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört und sagte nun mit Befriedigung: „Sehr gut! Die Geschichte glaub' ich! Sie ist mir wieder ein Beweis für die ungeheure Bedeutung der Kartoffel in unserm Kulturleben."

Einige in der Gesellschaft wagten zu lachen über diese Bemerkung. Da gerieth er aber sofort in Feuer. „Ja, meine Herren, Sie lachen!" rief er. „Es gab auch Leute, die über Kopernikus lachten, als er behauptete, die Erde drehe sich um die Sonne. Die

Leute haben längst ausgelacht. Für mich, meine Herren, beginnt die neuere Geschichte überhaupt erst mit der Einführung der Kartoffel. Eine ältere Kultur war hingesiecht, der Dreissigjährige Krieg bedeutete ihren letzten fürchterlichen Todeskampf, dann japste sie noch ein paarmal und war hin. Der Rest war Schweigen. Aber jedermann ist bekannt, dass in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges der Anbau der Kartoffel sich überallhin verbreitete. Die Zeit trug ihr Heilmittel in sich; wie ein Phönix aus der Asche sollte eine neue mächtige Kultur emporsteigen und zwar aus jener Asche, in der die erste Kartoffel in Deutschland gebraten wurde. Der Siegeszug der Kartoffel ist der Siegeszug Deutschlands zur neuen Macht und Grösse. Die folgenreichste That Friedrichs des Grossen ist nicht, dass er Schlesien eroberte, sondern dass er Tausende von neuen Ansiedlern ins Land rief und den Anbau der Kartoffel zwangsweise beförderte. Und so ward später die sandige verachtete Mark und ein grosser Theil

Preussens zu dem reichsten Kartoffellande Europas. Meine Herren, es ist kein Zufall, dass aus diesem Boden das neue Deutschland emporwuchs und dass ein Kartoffelbauer im grossen, unser mächtiger Bismarck, die vielen deutschen Vaterländer zu langersehnter Einigkeit zusammenschweisste.

„Ich bemerke schon wieder, dass einige lachen. Meine Herren, die Sache ist gar nicht lächerlich. Hören Sie nur weiter! In einer anderen Gegend Deutschlands, in dem gesegneten Thüringen, war man schon im vorigen Jahrhundert bemüht, den Kartoffelgenuss zu veredeln, zu erhöhen, ihm eine vornehmere Form zu geben, und dies Bestreben führte zu der epochemachenden Erfindung des Kartoffelklosses. Dieser ist gewissermassen die Kartoffel mit sich selbst multipliziert, die vergeistigte Kartoffel. Er ist kugelförmig, weil die Kugel die Form der Vollendung bedeutet, kugelförmig wie der Thautropfen, der den Diamanten an Glanz überstrahlt, wie das Geschoss, das den Tod und die Pille, die Genesung bringt,

kugelförmig wie der Reichsapfel, das Symbol der höchsten Macht, kugelförmig wie Sonne, Mond und alle Sterne. Und nun frage ich wieder, war es ein Zufall, dass die unmittelbare Folge dieser merkwürdigen Erfindung in dem kleinen Weimar eine Blüthe der Litteratur war, wie sie die Welt nicht glanzvoller zum zweitenmal gesehen hat, dass wie Sonne und Mond Schiller und Goethe dort aufstrahlten, umgeben von anderen Sternen unvergänglichen Glanzes? Was?"

Ich muss gestehen, dass trotz aller Verwarnung die Tafelrunde wieder unbeschreiblich lachte. Es sass aber ein Württemberger am Tisch, der diese Pause benutzte, um einzufügen: „Sie waren doch beide Süddeutsche, Schiller war ein Schwabe und Goethe ein Frankfurter."

Grossartig war der Ausdruck erhabener Ueberlegenheit, mit dem Doktor Wendebach jetzt auf den unglücklichen Schwaben hinblickte. Noch höher zogen sich seine Augenbrauen, und noch mehr krauste sich seine

Stirn wie gewöhnlich, und seine dichten, halb kurz geschnittenen Haare starrten gen Himmel wie die Mähne eines gereizten Löwen. Sein Gefühl für die Schwäche dieses Einwandes war so stark, dass er sich zuvor in einem kleinen hysterischen Gelächter Luft machen musste. Dann schleuderte er einen vernichtenden Blick auf seinen Gegner und begann in ganz hoher Stimmlage, allmählich, jedoch je mehr er in Feuer gerieth, zu einem tieferen Tone herabsinkend: „Sehr gut, sehr gut! Schiller war ein Schwabe, das lässt sich nicht leugnen. Jetzt sind natürlich alle Schwaben stolz auf ihn, nachdem er bei uns im Weimarschen was geworden ist. Natürlich! Aber wie war es damals? Bei Nacht und Nebel musste er fliehen aus seinem Vaterlande, weil man seinen Pegasus ins Joch spannen wollte, weil man ihm das Dichten verbot. Natürlich lief er davon und irrte lange in Deutschland herum, bis er endlich ins Weimarsche kam und nun wusste, wo er hingehörte, da konnt' er die Schwingen seines Genies entfalten! Da schrieb er den

Wallenstein, die Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, den Tell, und was er sonst mochte. Na, und Goethe! Er war'n kleiner Advokat in Frankfurt mit wenig Praxis und eben im Begriff, in 'ne Bankierfamilie hineinzuheirathen. Da kam unser Fürst, unser Karl August, und holte ihn sich und rettete diesen ungeheuren Genius, der gerade daran war, ein kleiner Reichsstadtphilister zu werden. Bei uns ist er Minister geworden, ja, und bei uns hat er seinen Faust, Egmont, Tasso und andere unsterbliche Werke geschrieben. Natürlich jetzt, wenn mal was von Goethe in Frankfurt gegeben wird und der Donner des Beifalls durch das Haus braust, da sitzt der richtige Eingeborene ganz geschwollen da und sagt: „Ja, die Kumedi is scheen, se is awer aach von eme Hiesige.“ Als wenn die Frankfurter etwas dafür könnten, dass Goethe der grösste Dichter der Neuzeit geworden ist. Ich für mein Theil glaube mehr an den Kartoffelkloss.“

Der zweite Thüringer in unserer Gesellschaft, Herr Doktor Dammann, der im Gegentheile zu seinem hitzköpfigen Landsmanne stets eine etwas phlegmatische Ruhe zu bewahren pflegte, sagte nun in behäbigem Tone: „Lassen wir das dahingestellt, was mein phantasiereicher Freund über die politische Bedeutung der Kartoffel und die litterarische des Kartoffelklosses mit grossem Feuer entwickelt hat, so viel steht fest, dass unsere heimischen Kartoffelklösse eines der wunderbarsten Gerichte vorstellen, das die Welt kennt, und dass jeder zu bedauern ist, der diesen Genuss entbehren muss oder gar am Ende nicht achtet. Denn auch solche Banausen giebt es. Natürlich müssen die Klösse richtig zubereitet werden. Gegen das Rezept des Afrikareisenden Doktor Elgersburg habe ich nichts einzuwenden, nur ein Punkt blieb mir zweifelhaft. Es hiess, er vertheilte die gerösteten Semmelbrocken sachgemäss. Was ist sachgemäss? Darüber giebt es bei uns in Thüringen zwei Auffassungen. Die eine derselben ist unbe-

schreiblich thöricht ...“ „Kolossal thöricht!“ fügte Doktor Wendebach hier ein, und der andere fuhr in ruhig dozierendem Tone fort: „Ich will sie deshalb hier weiter gar nicht erwähnen, sondern Ihnen nur die einzig richtige Methode angeben, welche darin besteht . . . .“ „Achtung, sehr wichtig,“ fügte Wendebach hier ein, „. . . welche darin besteht, dass um einen Kern von gerösteten Semmelbrocken herum die lockere Kartoffelmasse angeordnet wird, gleichsam wie sich ein Ei um den Dotter herum aufbaut. Dies ist die einzig richtige Methode, und alles andere ist falsch!“

Dieser Ausspruch wirkte scheinbar wie ein Blitzschlag auf Doktor Wendebach, und er schnappte sichtlich nach Luft.

„Zunächst bin ich sprachlos!“ rief er dann. „Entarteter Sohn deiner Heimath, bekennst du dich zu dieser geistlosen Theorie. O was nützen die ganzen Errungenschaften von 1870, was nützt es, dass wir wieder ein einiges und grosses Volk geworden sind, wenn im Innern das Zerwürfniss lauert und

das Dilemma um sich frisst. Wir sind die beiden einzigen Thüringer hier am Tisch und haben über das herrlichste und grossartigste Produkt unsers Landes verschiedene Meinung. Was sage ich: Meinung, wo in dem einen Falle Ketzerei die einzig richtige Bezeichnung ist. Unglücklicher, im Finstern tappender Mensch, dir ist niemals die Idee des Kartoffelklosses aufgegangen! Man sieht, du bist aus Blankenhain. In Blankenhain hat man nie etwas von Klössen verstanden. Kenner zucken die Achseln, wenn von Blankenhainer Klössen die Rede ist. Denn jeder Verständige weiss es, dass die gerösteten Semmelbrocken zur Auflockerung dienen, dass man sie nicht in öder mechanischer Weise in die Mitte klext — das Herz im Leibe dreht sich mir um über die Roheit dieser Anschauung — sondern sie sorgfältig und gleichmässig vertheilt, also, dass der Querschnitt des Klosses ein liebliches Ansehen bekommt, gleich hellem Porphyr, der von eingesprengten bräunlichen Kristallen durchsetzt ist."

„Auf welcher Seite die Roheit der Anschauung liegt, möchte unschwer zu entscheiden sein,“ sagte Doktor Dammann nun, „denn dein Kloss gleicht einer Kugel, geformt aus einer regellosen Masse, während der meine gewissermassen nach kristallinischen Gesetzen gebildet ist, und dadurch ein jeder für sich ein geschlossenes Individuum darstellt. Dein Kloss ist die Anarchie, die Willkür, meiner die Ordnung, das Gesetz, deiner ein Plebejer, meiner ein Aristokrat. Der meinige ist zu vergleichen jenen Achatkugeln von anmuthiger und regelmässiger Form, die im Innern eine köstliche Kristalldruse tragen und jegliches Auge erfreuen durch sinnvolle und gesetzmässige Bildung.“

Nun aber brauste Wendebach wieder empor wie ein Sprühteufel, und auch Dammann gerieth bei dem fortdauernden Streite immer mehr ins Feuer, während die Tafelrunde sich über diese komische Klossfehde vor Lachen ausschütten wollte. Die beiden Leute gingen wie die Kampfhähne gegeneinander. Sie zogen Plato, Kant und

Schopenhauer zur Unterstützung ihrer Meinungen herbei, citierten Schiller, Goethe und Shakespeare zu ihren Gunsten und geriethen zuletzt in eine solche Kampfeswuth, dass die Stösse von beiden Seiten hageldicht fielen und sich schliesslich sogar zu Beleidigungen zuspitzten. Denn Wendebach rief schliesslich, erbittert durch die zähe Hartnäckigkeit seines Gegners, indem er sich an die belustigten Zuhörer dieses Kampfes wandte: „Sie müssen sich nicht wundern, meine Herren, wenn man in Blankenhain so unglaubliche Ansichten über Klösse hegt. An diesem Orte befindet sich nämlich das Landesirrenhaus. Wenn die Mauern solcher Anstalt auch noch so dick sind, etwas sickert doch immer durch. Da erklärt sich vieles!“ schloss er triumphierend. Sein Gegner aber antwortete mit ruhiger Schlagfertigkeit: „Bei uns sperrt man die Unglücklichen doch ein, damit sie keinen Schaden thun können, bei euch in Neustadt aber, da laufen sie frei herum, das ist der Unterschied.“

„Unglaublich!“ murmelte Wendebach und verstummte plötzlich. Das Gespräch wandte sich nun auf andere Dinge; zwischen den beiden Thüringern aber herrschte Missstimmung, und sie gingen bald grollend und getrennt ihres Weges.

Am nächsten Sonntag vermisste man sie am runden Tische. Das fiel weiter nicht auf, denn sie konnten beide durch Zufall verhindert sein. Jedoch, als sich auch am nächsten Sonntag keiner von beiden einfand, wunderte man sich darüber und stellte Muthmassungen an, welche der Wahrheit ziemlich nahe kamen, wie sich bald zeigen wird. Denn ich begegnete in der nächsten Woche dem Doktor Wendebach auf der Strasse und als ich ihn fragte, warum er sich nicht sehen liesse, machte er ein missmuthiges Gesicht und sagte: „Ja, wenn der andere nicht dorthin käme. Mit einem Menschen an einem Tische zu sitzen, der so blödsinnige Ansichten über Klösse hat und dabei vernünftigen Gründen durchaus unzugänglich ist, das alteriert mich, das macht mich nervös, das halte ich nicht aus.“

Zufällig traf ich bald darauf auch den Doktor Dammann, und ich stellte an ihn dieselbe Frage. „Das dürfen Sie nicht verlangen,“ sagte er. „Mit einem Menschen, der, wenn man seine irrige Meinung über Klösse durch vernünftige Gründe bekämpft, gleich mit dem Irrenhause kommt, kann ich nicht verkehren. Das sehen Sie wohl ein.“

Auf meinen Bericht am nächsten Sonntag fasste der runde Tisch einen Beschluss, der den beiden Gegnern unterbreitet ward und glücklicherweise derenZustimmung fand. Jeder von ihnen sollte bei sich zu Hause ein Klossessen veranstalten, bei der das berühmte Gericht nach der von jedem verfochtenen Art zubereitet werden sollte. Die Tafelrunde sollte daran theilnehmen und schliesslich durch Abstimmung entscheiden, welcher Methode der Vorzug zu geben sei. Besonders Wendebach, bei dem die erste Sitzung stattfinden sollte, fasste den Plan mit besonderem Feuer auf und war äusserst siegesgewiss. „Das ist eine herrliche Idee,“ sagte er, „das bedeutet die Zerschmetterung

meines Gegners. Denn die Wahrheit behält zuletzt immer den Sieg!“

Der erste dieser entscheidenden Abende kam heran, und wir fanden uns vollzählig bei unserm Freunde ein. Wendebach ging siegesgewiss zwischen uns herum, rieb sich in der Vorfreude seines vermeintlichen Triumphes die Hände und schoss halb mitleidige Blicke auf seinen Gegner. „Seht doch nur,“ wie blass er ist,“ sagte er. „Aeusserlich benimmt er sich zwar gefasst, aber innerlich zittert er wie Espenlaub!“

Dann wurden die Flügelthüren geöffnet und wir begaben uns erwartungsvoll an die wohl geschmückte Tafel. Als nun nach der Suppe eine gewaltige Schüssel der mächtigen Klösse nebst einem stattlichen Sauerbraten erschien, verbreitete sich die feierliche Stille der Erwartung. Die Gerichte wurden herumgereicht, und der erste, der in verzeihlicher Neugier und Spannung einen der Klösse zerlegte, war Doktor Dammann. Doch kaum hatte er einen Blick auf das Innere dieses Nationalgerichtes geworfen,

als er, auf seinen Teller schauend, in ein stilles schütterndes Lachen ausbrach.

„Was hat denn der Kerl?“ fragte Wendebach halblaut. „Sollte sich ein Ausbruch bei ihm vorbereiten?“

Allein jeder, der dem ersten Beispiele Dammanns gefolgt war, folgte auch dem zweiten, und zuletzt sassen alle Mitglieder der Tafelrunde da und starrten mit demselben innerlichen schütternden Lachen auf ihre halbierten Klösse.

Wendebach sah rathlos von einem zum anderen. Dann, von einer dunkeln Ahnung ergriffen, zerriss auch er schnell und kunstreich eine der grauweisslichen Kugeln in zwei Hälften und ward in demselben Augenblicke purpurroth bis unter die Spitzen seines buschigen emporstrebenden Haares. Er richtete sich hoch auf und warf einen Blick voll erhabenen Zornes auf seine Gattin. So denke ich mir etwa Jupiter an der Göttertafel, wenn er bemerkte, dass das Ambrosia angebrannt und der Nektar sauer war. „Weib!“ rief er mit donnernder Stimme,

„Schlange, die ich an meinem Busen genährt habe, was ist das!?“

Die arme Frau, die schon mit blasser Miene und ängstlichem Ausdruck das ihr unerklärliche Gebahren der Tischgesellschaft beobachtet hatte, sagte nun ganz verschüchtert: „Aber ich bitte dich, Karl, was hast du denn? Was ist geschehen?“

„Was geschehen ist?“ rief Wendebach. „Unerhörtes ist geschehen! Ich bin zerschmettert! Ich bin vernichtet! Ich bin dem Hohne der Menschheit ausgeliefert! Bei diesen Klössen sind die Semmeln in der Mitte angeordnet! Das ist mehr als entsetzlich, das ist Verrath!“

„Aber ich bitte dich, theuerster Karl,“ sagte die Frau. „Wir essen dieses dein Lieblingsgericht sehr oft und schon seit Jahren, und niemals war es anders zubereitet. Du warst doch sonst immer zufrieden. Und wenigstens sechsmal hast du es mir wiederholt, wir sollten es genau so machen wie immer, denn das wäre wichtig.“

Der Donner des Gelächters, der sich nun erhob, war unbeschreiblich, und inmitten dieser wogenden Lustigkeit sass Doktor Wendebach bleich und rathlos und murmelte unverständliche Worte. Doch die Wellen der allgemeinen Fröhlichkeit stiegen höher und höher, und in ihren schäumenden Fluthen ward der berühmte Streit um die Struktur des thüringischen Kartoffelklosses für immer begraben.



WALDFRÄULEIN HECHTA.

Ein Märchen.



1. Die Dürre.

Eines gleichen Frühlings wusste sich Niemand im ganzen Dorfe zu erinnern. Seit der Schnee verging, war noch kein einziger Tropfen Regen gefallen; erbarmungslos blank und glänzend stand der Himmel Tag für Tag über den Bergen, und selten nur kam es vor, dass ein schimmerndes Wölkchen versuchte, das öde Blau zu durchschiffen. Es gelangte aber nicht weit, denn schnell ward es dünn und durchsichtig wie ein zarter Schleier und alsbald war es verschwunden, aufgetrunken von der heissen Luft. Der Bach, dessen Rauschen und

Brausen um diese Zeit sonst weithin vernommen ward, schlich und rieselte mit ein paar dünnen Wasserfäden durch die sonnigen Steinblöcke, auf denen das Moos vertrocknet war, und bildete an einzelnen Orten stille, glasklare Teiche, in denen die Forellen ängstlich hin und her huschten. Die sonst so ruhelose Sägemühle am untern Ende des Dorfes war mitten in der Arbeit stehen geblieben, und das wenige Wasser, das noch vorhanden war, plätscherte und tropfte von einer Schaufel des feiernden Rades in die andere. Was war sonst auf den berieselten Bergwiesen zu beiden Seiten des Thales für eine klingende Musik gewesen von lebendigen Quellen, die, in Rinnen und Röhren hin und her geführt und über das üppige Gras geleitet, fröhlich in der Sonne blitzten und alle Zeit noch vermocht hatten, nach gethaner Pflicht einen plätschernden Ueberfluss an den Bach abzuliefern. Aber das wenige Wassergeriesel, das jetzt aus dem so quellenreichen Walde noch hervorkam, war gleich Anfangs von dem durstigen Wiesenboden

aufgetrunken, statt des sonst überall so üppigen Grüns war eine fahle Färbung verbreitet, und bis zu dem fast ausgetrockneten Bach gelangte kein Tropfen mehr. Weiter hinauf, wo in verschiedenfarbigen Flecken und Streifen die Felder sich bis an den dunklen Hochwald hinaufzogen, sah es noch schlimmer aus, denn niedrig und dürftig standen die Saaten auf dem sonst so fruchtbaren Boden, und hätte nicht der starke nächtliche Thau des Gebirges sie allezeit ein wenig erquickt, so wären sie wohl ganz vergangen.

Eine trübe Stimmung herrschte im Dorf, und vielleicht noch nie, seitdem es stand, hatten so viel forschende Augen den Himmel gemustert, und noch nie war von den klugen Wetterverständigen so viel prophezeit worden. Aber alles Prophezeien nützte nichts und wurde leider nicht zu Wasser, sondern immer wieder zu Sonnenschein.

Der alte Lindenbauer sass an einem schönen Sonntagnachmittag unter dem Schatten der uralten Linde vor seiner Haus-

thür und trank verdriesslich seinen Schoppen Rothen. Neben ihm auf der hölzernen Bank hockte sein Sohn, ein hübscher, zwanzigjähriger Bursche, und flocht an einem Peitschenstiel aus Wachholderzweigen.

Der alte Bauer paffte aus seiner kurzen Stummelpfeife still vor sich hin, blickte in die sonnenflimmernde Landschaft und knurrte nur zuweilen ein wenig. Endlich trank er einen langen Zug, räusperte sich bedächtig und sprach: „Weisst Du, Josef, Verlass ist in diesem verdrehten Jahr auf nichts mehr. Siehst Du da wieder den Abendberg, was? Wie war es immer, so lang ich denken kann und wie mir mein Grossvater schon erzählt hat? ‚Wenn der Abendberg eine Mütze aufsetzt, da giebt's Regen, ehe vierundzwanzig Stunden um sind.‘ Und das kam so sicher wie das Amen in der Kirche. Siehst Du, heute hat er sich wieder seine Kappe tief über die Ohren gezogen, aber glaubst Du wohl, dass es morgen regnen wird? Gott bewahre, fünfmal hinter einander

ist es schon nicht mehr eingetroffen! Die Welt ist konträr geworden."

Dann knurrte er wieder ingrimmig, paffte heftig vor sich hin und sah zu, wie die heisse Luft über seinen Feldern zitterte.

Der junge Mensch hatte zu der Rede des Vaters nur genickt, dann sagte er:

„Ja, wenn wir jetzt keinen Regen bekommen, da ist es mit dem Futter zu Ende. Am Erlenbruch da finden die Kühe noch eine Woche was, dann ist es vorbei. Sie lassen alle Tage mehr nach mit der Milch, die Liese steht schon beinahe trocken und war doch sonst die beste."

Der Alte kratzte sich hinter den Ohren und brummte etwas, das wie ein Fluch klang. Dann fuhr der Sohn fort:

„Dort, hinter dem Abendberg, soll schöne Weide sein, genug für hundert Kühe."

„Was nützt uns das!" sagte der Alte verdriesslich. „Aus dem verwünschten Wald ist noch Niemand wiedergekommen ausser dem Mühlenhannes, und der ist verrückt geworden. Dort wächst das Irrkraut, und

wer darauf tritt, der geht in die Irre, bis er verschmachtet."

„Aber der Herr Picus," warf nun der Sohn ein, „der wandert dort doch überall herum und sammelt seine Kräuter, und es thut ihm nichts. Er hat doch damals den Mühlenhannes gefunden und zurückgeführt. Freilich, den Verstand konnt' er ihm auch nicht wiedergeben!"

„Ja, Herr Picus," sagte der Alte, „der kann mehr als Brot essen. Den wird der Leibhaftige auch wohl in seinem Hauptbuch zu stehen haben."

„Herr Picus thut Niemand was zu leide," erwiderte Josef. „Mit seinen Kräutertränken hat er schon Vielen geholfen, und er verschickt sie weithin, bis ins Holland, sagen die Leute. Soll ich ihn, wenn morgen wieder kein Regen kommt, 'mal fragen, wie er es macht, dass der verrufene Wald ihm nichts anhaben kann? Wenn er's mir sagt, da suche ich die Wiesen hinter dem Abendberg, und unseren Kühen ist geholfen. Sonst müssen wir sie verkaufen oder sie kommen um."

Der Alte wollte nicht heran an diesen Vorschlag, als aber am Abend seine Kühe eingetrieben wurden und er sah, wie ihnen die Hüftknochen hervortraten und alle Rippen zu zählen waren, da brummte er: „Na, kannst es ja 'mal versuchen mit dem Herrn Picus!“



2. Herr Picus.

Als am frühen Morgen des nächsten Tages der Abendberg wieder in voller Klarheit sich zeigte, so dass man jegliches Bäumchen und jeden Stein auf seinem Gipfel zählen konnte, und der Himmel ebenso glänzend blau sich über das Thal wölbte wie immer, da packte die alte Bäuerin allerlei Gaben in einen Korb, die sie geeignet hielt, den Herrn Picus günstig zu stimmen. Da hinein kam ein Häflein Lindenhonig vom vorigen Jahre, weissgelb und schon

verzuckert, aber noch von köstlichem Geschmack, dazu eine stattliche Rauchwurst, dergleichen Niemand in der ganzen Gegend so wohl gelang als ihr, und ein paar Flaschen vom Besten, der schon zwölf Jahre im Keller lag. Während sie so kramte, fiel ihrem Sohn Josef ein Ring ins Auge aus gelbem Metall, der auf dem Bort lag. Der war daumsdick, von länglicher Form und so gross, dass man die vier Finger der ganzen Hand hineinstecken konnte. Dieses sonderbare Geräth, dessen Gebrauch Niemand im Dorf zu erklären wusste, hatte er einst unter einem grossen Stein gefunden, woselbst es in alter Zeit wohl Jemand verborgen haben musste. Da ihm nun einfiel, dass Herr Picus für derlei seltsame Dinge und Alterthümer eine besondere Liebe zeigte und allerlei Steinbeile, bronzene Schwerter und sonstiges altes Gewaffen sorglich aufbewahrte, so legte er auch diesen merkwürdigen Ring mit in den Korb und machte sich auf den Weg. Dieser war sonst gar beschwerlich, denn er führte auf steilen Pfaden über das

Gebirge; jetzt aber, da die Bäche fast leer waren, konnte man viel näher und ganz bequem zu dem Wohnorte dieses seltsamen Laboranten kommen durch eine schmale Felsschlucht, die sonst wegen der brausenden Gewässer eines Baches unzugänglich war, desselben, der später das freundliche Thal in seiner ganzen Länge durchfloss.

Josef wanderte aufwärts und stand bald vor der steilen Felswand, aus deren schmaler Schlucht der Bach hervorkam. Hier war es glühend heiss, die Sonne strahlte von dem grauen Felsen zurück, und nichts Lebendiges war zu bemerken als einige Schmetterlinge, die dort lautlos umherflogen. Dazu herrschte Stille ringsum, nur das leise Rieseln der spärlichen Wasserader auf dem Grunde des Baches war vernehmlich.

Eine angenehme Kühle umfing ihn, als er in die Schlucht eintrat, und wachsende Dämmerung, je weiter er sich vorwärts bewegte, denn die Wände zu beiden Seiten stiegen mächtig empor, und von oben schaute nur ein schmales Streifchen des blauen

Himmels herein. So schritt er eine lange Weile zwischen den feuchten, tropfenden Steinmauern dahin und kletterte über die Felsblöcke immer höher empor, bis es allmählich lichter ward und vor ihm helles Grün im Schein der Sonne glänzte. Er verschnaufte eine Weile und hörte nun vor sich ein schnelles taktmässiges Hacken und dazwischen zuweilen den gellen Schrei eines Schwarzspechtes.

Der Bach durchströmte hier ein kleines, fast überall von steilen Seitenwänden umgebenes Thal, aus dem zwischen umhergestreuten Felsblöcken einige gewaltige Edeltannen aufgeschossen waren. In einem sonnigen Winkel dieses Thales, wo die mächtige Platte eines aus der Wand vorragenden Felsblockes ein natürliches Dach bildete, hatte Herr Picus sich angesiedelt und sich aus Balkenwerk und Steinen ein wunderliches, aber warmes und wetterdichtes Haus gebaut, in dessen einzigem grossem Raum er sicher und behaglich hauste und auf einem gewaltigen steinernen Feuer-

herde seine mannigfaltigen Elixire und Kräutertränke kochte.

Das emsige Hacken und das Schreien des Schwarzspechtes dauerte fort, als Josef die unregelmässigen Steinstufen emporstieg, die aus dem Bette des Baches zu jenem Thalgrunde hinaufführten, und schon erblickte er das wunderliche Haus und die vor ihm aufgespeicherten Brennholzvorräthe, als plötzlich von einem Haufen gelblich weisser Späne mit gellendem Warnungsgeschrei und grossem Geräusch ein Schwarzspecht sich erhob und die Flucht ergriff. Man sah die rothe Kappe des seltsamen Gesellen noch einmal aufleuchten und dann war er verschwunden, ob hinter der grossen Edeltanne oder in der schwarzen Thüröffnung des Hauses, das blieb zweifelhaft. Dort, wo der Vogel scheinbar gesessen hatte, waren lange, schmale Späne zum Feueranmachen theils sauber aufgeschichtet, theils lagen sie neben einem grossen Holzscheit, als seien sie eben erst heruntergehauen worden. Das hatte ja fast den Anschein, als sei das Thier dort

mit Holzkleinmachen beschäftigt gewesen. Dem guten Burschen ward etwas wunderlich zu Muth und das Herz klopfte ihm bänglich, als er nun langsam auf das Haus zuschritt. Rings herrschte ein schwerer, narkotischer Duft, denn an einzelnen sonnigen Stellen war der Boden urbar gemacht und allerlei seltsame, aromatische Pflanzen standen dort mit unerhörten Blüthen geziert. Aus dem hoch aufgemauerten Schornstein des Hauses kam ein leichter veilchenfarbiger Rauch und verlor sich allmählich in die Zweige der Edeltannen.

Als Josef in den dämmerigen Raum eintrat, war er zu Anfang geblendet, bald aber erkannte er den Herrn Picus, welcher sich gerade an dem Feuerherde zu thun machte und neues Holz in die Flammen warf. Aus dem Kessel darüber tönte ein feines, weinerliches Singen und Miauen, das sich gar seltsam anhörte. Herr Picus war ganz schwarz gekleidet und trug auf dem Haupt ein feuerrothes Käppchen, darunter schaute ein pergamentenes Vogelgesicht hervor mit

gelben, stechenden Augen und einer langen, spitzen Nase, mit welcher er, wenn er nach seiner Gewohnheit den Kopf lebhaft bewegte, stets nach irgend etwas zu hacken schien. So warf er nun auch plötzlich den Kopf zu Josef herum und fragte mit einer hohen, gellenden Stimme:

„Nun, was bringst Du? Was willst Du haben? Denn wenn der Bauer was bringt, will er auch was haben!“ Dann kicherte er als hätte er den schönsten Witz gemacht, und fuhr fort: „Soll's was sein für den Magen oder für das Herz, gegen die Gicht oder für die Liebe? Es ist alles da, alles da!“ rief er und schwenkte seine Hand gegen die Hinterwand seines Zimmers, wo auf Borten unzählige Fläschchen standen von den wunderlichsten Formen, kugelige mit langen Hälsen und vierkantige mit kurzen, bauchige und schlanke, kleine und grosse. In den einen leuchtete es wie Rubin, in den anderen wie Smaragd, in diesen veilchenblau, in jenen goldgelb.

Josef hob den Deckel von seinem Korbe und sagte:

„Meine Mutter schickt hier ein paar Kleinigkeiten und lässt Euch einen schönen Gruss sagen.“

„Weis' her, weis' her!“ rief Herr Picus eifrig und holte das Honighäflein hervor. „Süsse Sachen, süsse Sachen!“ murmelte er befriedigt. „Schön, schön!“ Dann hob er die Wurst heraus und fuhr mit seiner Nase darauf los, als wolle er gleich hineinhacken. Er beroch sie mit Kennermiene und rief dann: „Lecker, lecker! Gefällt mir!“ Darauf hielt er eine der Flaschen gegen das Licht und schmunzelte: „Kenn' ich, kenn' ich! Ist von dem alten!“ Und seine spitze Zunge kam hervor und befeuchtete wohlgefällig die schmalen ledernen Lippen. Dann sah er auf dem Grund des Korbes noch etwas schimmern, und dem aufmerksamen Josef entging es nicht, mit welcher Gier er nach dem Ringe griff und wie seine gelben Augen dabei funkelten. Er nahm ihn, wog heimlich in der Hand seine Schwere und drehte ihn

sehr eifrig hin und her; dann suchte er seine Aufregung zu dämpfen und sich ein gleichgiltiges Aussehen zu geben. „Danke, danke für das Ringelchen!“ sagte er. „Kann's zwar nicht gebrauchen, aber weil's ein altes Stück ist.“ Und damit legte er ihn scheinbar gleichgiltig zu dem übrigen.

Josef nahm ihn sofort wieder an sich und sprach:

„Der gehört nicht dazu, der ist wohl nur zufällig in den Korb gekommen.“

Der Alte war aber fest entschlossen, das Stück an sich zu bringen, denn er hatte sofort erkannt, dass es ein sogenannter Eidring war aus alter Heidenzeit von dem reinsten Gold und wohl über hundert Thaler werth. Er sagte darum in schmeichlerischem Ton:

„Söhnchen, Söhnchen, nun sag', was wünschest Du von mir? Um den Ring werden wir schon einig?“

„Ihr sollt ihn gern haben, wenn Ihr mir sagt, was ich wissen will,“ erwiderte Josef, der das begehrte Kleinod fest umschlossen

hielt, und dann trug er ihm sein Anliegen vor.

Herr Picus fing an, erklecklich zu wimmern, als er vernahm, was der junge Mensch wollte.

„Ja, das glaub' ich, Söhnchen, das glaub' ich, Söhnchen! In dem verwunschenen Wald am Abendberg da wachsen die herrlichsten Kräuter der Welt. Wenn da erst jeder ungestraftherumstapfen darf, da würden die anderen Laboranten bald kommen und mir alles fortrupfen und ich hätte das Nachsehen. Dann könnten sie ebenso gute Tränke machen als ich. Ja, ja!"

Josef drehte den Ring in seiner Hand, liess ihn in der Sonne blitzen und steckte ihn dann langsam in die Tasche. Herr Picus aber gerieth in grosse Unruhe, kraute sich hinter den Ohren und lief in seinem Zimmer umher, während er mit den Armen schlug, als ob er auffliegen wollte und von Zeit zu Zeit sonderbare Wehrufe ausstiess; dann kramte er zwischen seinen unzähligen Flaschen und schloss endlich eine eisenbe-

schlagene Truhe auf und wühlte darin längere Zeit. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, und näherte sich Josef wieder.

„Es ist nicht um den Ring," sagte er, „aber ich hab' Dich immer gern gehabt, Söhnchen, und dann dauert mich auch eure Noth, dauert mich wirklich. Wenn Du schweigen kannst und schwören willst, es nie zu verrathen, da will ich Dir das Mittel geben. Du brauchst nur Deinen Ring in die rechte Hand zu nehmen und zu sagen: ‚Ich schwör's!'"

Als Josef sich hiezu gern bereit erklärte, da öffnete Herr Picus seine Hand, überreichte dem jungen Burschen ein winziges pergamentenes Päckchen und sagte: „Wer Farnsamen bei sich trägt in seinen Schuhen, der ist gefeit gegen das Irrkraut. Und nun gieb mir den Ring."

Josef traute dem Alten noch nicht so recht.

„Ist es auch wirklich das rechte Mittel?" fragte er misstrauisch, indem er das unscheinbare Päckchen zwischen den Fingern drehte.

„Der Habicht soll mich schlagen, wenn's nicht wahr ist!" rief Herr Picus. „Gieb her, ich schwör's Dir auf den Ring."

So wurden denn die beiden Leute handelseins, und Josef machte sich vergnügt wieder auf den Abstieg, während Herr Picus ebenso vergnügt zurückblieb, seinen goldenen Ring in der Sonne glänzen liess und zuweilen in ein anhaltendes, vergnügtes Kichern ausbrach.



3. Die Wanderung.

Es war noch früh am Tag, als Josef wieder in den Lindenhof zurückkehrte, deshalb packte er schnell sein Bündel und beschloss, noch an demselben Tag aufzubrechen, denn je eher er eine Weide für die darbenden Kühe fand, je besser war es. Er nahm Abschied von seinen Eltern und wanderte auf dem nächsten Wege dem Gebirge zu. Als er auf der Brücke über den Bach

schritt, sass da unten auf einem grossen Steine der Mühlenhannes, liess sich die Sonne auf seinen wirren Haarschopf scheinen und brüllte sein sonderbares Lied:

„Das Haar wie Feuer,
Der Leib wie Schnee,
Und die Augen so grün wie Glas . . ."

sang er gerade, als Josef vorüberkam.

Da der Verrückte nun sah, dass jener mit einem Bündel auf dem Rücken dem Abendberge zuwanderte, so unterbrach er sich und rief: „Glück auf, Glück auf! Und grüss den alten Uhu!" Dann lachte er so grässlich, dass Josef, von Schauer erfüllt, schneller ausschritt.

Im Walde war es schwül und still, und ein Duft nach Harz und vertrockneten Pflanzen herrschte überall. Das Gras am Boden war versengt, die Kräuter liessen die Blätter hängen, und die kleinen Wäldchen von Heidelbeeren und jung aufgeschossenen Bäumchen, die die grossen, moosigen Felsblöcke bedeckten, begannen zu verdorren. Je weiter Josef den Berg hinanwanderte,

je wilder ward die Gegend, je mächtiger die verstreuten Felsblöcke, und je gewaltiger die Bäume. Es waren meist Edeltannen, zuweilen aber standen dazwischen grosse Horste uralter Eiben von unbeschreiblich ehrwürdigem Ansehen.

Als er schon über eine Stunde bergauf gestiegen war, sah er was Dunkles, Mächtiges zwischen den Tannenstämmen ragen, und beim Näherkommen fand er eine uralte, thurmdicke Eiche, die mit der ungeheuren Wölbung ihrer laubigen Kuppel einen ebenen, runden Platz beschattete. Rings um diesen Platz standen im Kreise, wie von Menschenhand geordnet, Felsblöcke in regelmässigen Entfernungen von einander, und unter der alten Eiche, dicht am Stamm, lag ein grosser Stein, in dessen Oberfläche sich einige Vertiefungen und Rinnen befanden. Gerade über diesem hatte der riesige Baum eine Höhlung wie eine Altarnische, und plötzlich schrak Josef heftig zusammen, denn in dieser Höhlung sass ein ungeheurer Uhu und blickte mit grossen, runden Augen ruhig

auf ihn hin. Als nun der junge Mann, dem es an diesem düstern Orte mit seinem feierlichen Schweigen gar nicht geheuer war, eilend vorüberschritt, drehte das stolze Thier langsam den Kopf und folgte ihm mit den Augen, bis er hinter den Felsen verschwunden war. Josef sah nach dem Stande der Sonne und schritt rüstig weiter, bis er plötzlich durch ein leises, feines Winseln zu seinen Füssen erschreckt wurde. Er stand und blickte zu Boden, konnte aber nichts bemerken als ein seltsames Kraut, das mit seinen langen Ranken gleichsam wie suchend durch das Moos hinirrte. Er setzte den Fuss weiter und war eben im Begriff, wieder auf eine solche Ranke zu treten, als er nochmals das feine Winseln hörte und zu seinem Schrecken bemerkte, dass die Ranke sich wie ein lebendes Wesen vor seinem Fusstritt zurückzog. Er machte einen Satz, um aus dem Bereich dieser unheimlichen Pflanze zu gelangen, und wanderte unverdrossen weiter in dem verwunschenen Walde.

Bäume und Felsen, Felsen und Bäume, immer dasselbe. Und merkwürdig eben war die Gegend geworden, nirgends sah er einen Hang emporsteigen, wie vorhin, da er doch stetig aufwärts geschritten war. Felsen und Bäume, Bäume und Felsen; sie waren sich alle so merkwürdig ähnlich. So wanderte er wohl eine Stunde, da sah er plötzlich was Dunkles, Mächtiges zwischen den Tannenstämmen ragen, und als er näher kam, fand er dieselbe uralte Eiche, die er vorhin schon gesehen hatte. Voll Grauen rannte er vorüber, der alte Uhu drehte langsam den Kopf und sah ihm ruhig nach.

Aus dem Bereich dieser schauerlichen Gegend gelangt, setzte er sich auf einen Stein, und die Schrecken der Einsamkeit kamen über ihn. Herr Picus hatte ihn betrogen, denn Farnsamen half ihm nichts. Nun suchte er nach dem Päckchen in allen Taschen mit steigender Angst und konnte es nicht finden. Endlich kam es ihm zwischen die Finger, allein was nützte es, dass er das Mittel bei sich trug, wenn es doch nichts half!

Nun galt es, wieder herauszukommen aus diesem verwünschten Walde, und das erschien ihm gar nicht so schwer, denn den Herweg hatte er sich wohl gemerkt. Dann wollte er Herrn Picus schon zur Rede stellen.

Er sah nach dem Stande der Sonne und machte sich auf den Rückweg. Aber sonderbar, der Boden senkte sich nirgends thalwärts, es blieb alles eben, und die Zeichen, welche er sich beim Aufstieg gemerkt hatte, fand er nicht wieder. Ueberall nur Felsen und Bäume, Bäume und Felsen, einer wie der andre, und ehe er es sich versah, befand er sich wieder bei der alten Eiche. Er rannte schaudernd vorüber; der alte Uhu blickte ihm nach wie vorhin. Nun war ihm, als höre er weit in der Ferne das schauderhafte Gelächter des Mühlenhannes, und ganz leise und dumpf seinen Zuruf: „Glück auf, Glück auf! Und grüss den alten Uhu!"

Er sank wieder auf denselben Stein, und die Verzweiflung überkam ihn. Noch einmal zog er das Päckchen hervor und betrachtete es. Es stand nichts darauf, als

ein sonderbares magisches Zeichen wie eine Vogelklaue und das Wort „Farnsamen" in zierlichen Schriftzügen. Endlich verfiel er darauf, es zu öffnen. Er fand darin ein feines bräunlichgelbes Pulver, und wollte das Pergament schon wieder schliessen, als er bemerkte, dass auf der Innenseite auch etwas geschrieben war. Unter demselben Zeichen einer Vogelklaue, wie draussen, stand dort ebenfalls: „Farnsamen," und dahinter noch etwas: „So Du davon in Deine Schuhe thust, ist gut gegen die Irrwurz."

Wie eine Last fiel es ihm plötzlich von der Seele, und zugleich erinnerte er sich, dass Herr Picus nicht allein gesagt hatte: „Wer Farnsamen bei sich trägt," sondern hinzugefügt hatte, „in seinen Schuhen." Doch das war ihm ganz entfallen. Nun streute er ein wenig von dem Pulver in diese hinein und machte sich erneuten Muthes auf die Wanderschaft.

Jetzt war es anders denn vorhin. Klar und deutlich lag der Weg vor ihm, der zur Höhe führte, und seine Füsse wandelten

von selber den richtigen Pfad. Als er fast die Höhe des Bergrückens erreicht hatte, der zur Seite sich zu dem mit gewaltigen Felstrümmern besäten Gipfel des Abendberges aufthürmte, fiel ihm auf, dass der Boden grüner wurde, und die Kräuter frisch und üppig dastanden. Hier war offenbar der Regen nicht ganz ausgeblieben. Nach einer Weile ward es licht vor ihm zwischen den Bäumen, und zugleich vernahm er ein Hämmern und Pochen unzähliger Spechte, sowie die schrillen Rufe dieser Vögel. Dann trat er hinaus auf eine Stelle grausiger Verwüstung. Hier war vor Jahren ein Wirbelsturm durch den Wald gegangen und hatte einen breiten Streifen vollständig niedergelegt, nur einige wenige jüngere Bäume mit zerzausten Wipfeln waren stehen geblieben. Aber die alten Riesen lagen alle am Boden, wild durcheinander ihre verdorrten Wipfel mischend. Sie waren mit ihren gewaltigen Wurzeltellern einfach umgekantet wie riesige Leuchter und hatten den ganzen Boden in ihrem Umkreis mit emporgenommen; sogar

einzelne mächtige Felsblöcke hingen an diesen senkrecht hochstehenden Erdwänden, von dem Geflecht der Wurzeln fest umklammert. Aus dem also freigelegten Boden war ein üppiges Gewirr von Himbeersträuchern, hohem Gras und den verschiedensten Kräutern emporgeschossen, insonderheit der giftige Fingerhut stand dort in ganzen Wäldern und leuchtete mit rothen und gelblich weissen Blüthen überall hervor.

Ehe Josef in diese Wildniss sich hineinwagte, stand er eine Weile und blickte sich um. Die Sonne war schon im Sinken, bestrahlte röthlich die vorragende Kuppe des Abendberges und säumte die Wipfel des ringsum aus der Ferne dämmernden Waldes mit Gold. Und in dieser Abendstille war es ihm, als vernehme er das unsägliche, mannigfache Knirschen und Wirken der zahllosen Käfer und Holzwürmer, die in den gewaltigen Baumleichen unablässig thätig waren. Jedoch übertönt wurden diese leisen Geräusche durch das emsige Trommeln und Hacken der Spechte von allen Arten, die

sich wohl an dieser reichbesetzten Tafel aus der ganzen Umgegend zusammengefunden hatten.

Dann schritt Josef weiter und suchte zwischen den haushohen Wänden der Wurzelgeflechte und über die gefallenen Riesenstämme seinen Weg. Nicht weit war er gegangen, da schreckte ihn ein leises, träges Rascheln im Gras, so dass es ihm kalt den Rücken herablief. Er gewahrte den zickzackstreifigen Rücken einer Kreuzotter, die sich langsam entfernte. Nun tastete er mit seinem Stock vor sich her, wie er weiter schritt, und dann raschelte es bald hier, bald da; zuweilen bäumte sich auch solch giftiges Geziefer zischend auf und biss wüthend nach dem Stecken. Hier und dort sah er auch derlei hässliche Gewürm an einem freien Fleck zusammengeringelt liegen; sie waren schön, fett und gross und schauten mit bösen Augen auf ihn hin. Er sehnte sich hinaus aus diesem Wirrsal. Dazu war rings ein süsser, schwerer Duft verbreitet nach trockenen Nadeln und Aesten, die den

ganzen Tag in der Sonne gebrütet hatten und nach allerlei wunderlichen Kräutern, deren unbekannte Blüthen ihn wie mit Augen anblickten.

Plötzlich fuhr er wieder schreckhaft zusammen, denn mit gellendem Geschrei stieg in seiner Nähe ein Schwarzspecht empor und schoss geräuschvoll davon. Und was war das? An der Stelle, wo der Vogel verschwunden war, ging ja Herr Picus in seiner schwarzen Kleidung und mit dem rothen Käppchen auf dem Haupte in gebückter Stellung umher, scheinbar emsig nach Kräutern suchend. Schon wollte er ihn freudig anrufen, da blickte er näher zu und sah, es war nur ein seltsam gekrümmter Wurzelstock, über den die rothen Blüthen des Fingerhutes emporragten.

Endlich hatte er dieses Spechtparadies und Otternnest hinter sich und schritt mit erleichtertem Herzen in dem dunkelnden Walde weiter. Er musste daran denken, sich eine Stelle zum Nachtlager zu suchen, aber in der Nähe dieses giftigen Gewürms

wäre er um keinen Preis geblieben. Der Boden senkte sich wieder und Josef folgte nun dem Lauf eines klaren Baches, der reichlich mit Wasser gefüllt war. Wie köstlich erschien ihm dies üppige Murmeln, Rauschen und Plätschern nach so langer Entbehrung.

Die Finsterniss lagerte sich zwischen den Stämmen und aus dem fernen Dunkel des Waldes schallte zuweilen schon ein Eulenruf, da fand Josef einen Ort, der ihm zusagte und wo er zu übernachten gedachte. Hier hielt er seine Abendmahlzeit und stieg dann in einen Baum, wo er sich, so gut es ging, aus abgebrochenen Zweigen ein Lager bereitete.

Als es ganz dunkel war, kam der Mond herauf, und seine schimmernden Lichter wandelten durch die Finsterniss. Bald hier, bald da glänzte das flimmernde Gewässer des Baches aus der nächtlichen Schwärze. Langsam wanderte der leuchtende Schimmer weiter und glitt über die sprudelnden Fälle, hob hier einen Strahl von flüssigem Silber hervor

und liess dort hundert blitzende Lichter auf bewegter Fläche tanzen. Und in der Stille der Nacht hörte man deutlicher die endlose Musik des Gewässers, das metallene Tönen, das Gurgeln, Rieseln und Plätschern und Klänge wie von silbernen Glöckchen. Doch noch andere Töne vernahm Josef zu der melodischen Begleitung des Baches. Aus der Ferne der silbernen Nacht kam der Gesang einer schönen weiblichen Stimme, als wäre der Mondschein zu Klang geworden, eine holde, schwermüthige Melodie, wie ein sanftes Wiegenlied für die schlafende Natur. Und im Horchen auf diesen Gesang entschlief er endlich.



4. Das Waldfräulein.

Am andern Morgen in der Frühe, als nebelgraue Dämmerung noch im Walde lag, erwachte Josef auf seinem harten Lager, hielt seine Morgenmahlzeit zu einem frischen

Trunk aus dem Bach, und als die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel streiften, setzte er seine Wanderung fort. Ihr Ziel war näher als er dachte; denn da er, dem Laufe des Baches folgend, um eine vorspringende Felsenkuppe bog, schien es licht durch die Stämme, und eine kurze Weile später lag ein herrliches Wiesenthal, eingeschlossen von sanft ansteigenden Bergwänden, vor seinen Augen. Da er so lange den Anblick reichen, frischen Grüns entbehrt hatte, so däuchte ihn diese blumige Wiesenmulde, durch die der Bach in blanken Bögen dahinging, während plätschernde Quellen von allen Seiten ihm zueilten, ein wahres Paradies. Nun hatte er gefunden, was er suchte, und eilend machte er sich auf den Rückweg. Es gelang ihm, den grossen Windbruch mit seinen giftigen Insassen zu vermeiden, und da er nun nicht mehr gezwungen war, in die Irre zu gehen, erreichte er schon nach wenigen Stunden das Dorf auf einem Wege, der gar keine Schwierigkeiten darbot. Dort herrschte



grosse Freude über die geglückte Unternehmung, und am nächsten Morgen in aller Frühe schon zog er mit seinen Kühen zu dem neu entdeckten Paradiese.

O, wie die Thiere brüllten, als sie den Duft der frischen Wiesen witterten. Die matten Augen begannen zu glänzen, und obwohl sie durch lange Entbehrung kraftlos und von der Wanderung ermüdet waren, so rannten sie doch ihrem Hirten davon, und bald standen sie alle bis an die Kniee in dem frischen Grün und rupften nach Behagen das fette Gras und die saftigen Kräuter. Josef sah ihnen vergnüglich eine Weile zu, dann liess er sie unter der Obhut seines getreuen Hundes und wanderte in der Gegend umher, in der Hoffnung, eine Höhle oder sonst einen Unterschlupf zu finden, oder einen Platz, der zur Anlegung einer Hütte geeignet sei. In der Mitte dieses lieblichen Thales war ein kleiner Hügel gelegen wie eine Insel. Auf seinem Gipfel trug er eine mächtige Buche, und unter dieser leuchtete es in röthlichem Schimmer, denn der ganze

Hügel war mit wilden Rosenbüschen bedeckt, die tausende von zarten Blüthen dem Lichte darboten. Die Büsche mit ihren dornigen Zweigen hielten dort alles umsponnen, nur ein schmaler Pfad führte zu dem Baume empor. Als nun Josef dort oben stand in den Rosendüften unter der Buche, deren reiner Stamm schimmerte wie mattes Silber, da ward ihm wunderlich zu Muth, denn ihm war immer, als stünde Jemand neben ihm, als fühle er den Anhauch eines warmen Menschenleibes. Ein süsses Grauen überlief ihn. Ueber den Rosen spielten die Schmetterlinge in der Luft, im Sonnenschein standen glänzende Schwebefliegen, und in den Blättern des Baumes säuselte zuweilen ein leichter Wind, dass es klang wie sanfte Musik, gleich dem holden Gesange, den er in der vorletzten Nacht gehört hatte. Dann, wenn der Wind schwieg und wieder Stille herrschte, nur unterbrochen von dem leisen Rieseln der Gewässer, da glaubte er sanfte Athemzüge zu vernehmen, und zuweilen ging es wie ein Seufzer durch

die Luft. Da ihm solches diesen lieblichen Ort unheimlich machte, so wanderte er weiter durch das Thal und kam in eine Gegend, wo es durch eine zerklüftete Wand begrenzt wurde und grosse herabgestürzte Steinblöcke im Grase lagen. Auf den Vorsprüngen der steilen Felsen hatten sich rankende Gewächse angesiedelt und hingen aus den Spalten hernieder, zarte grüne Schleier über den grauen Stein hinbreitend, und dort, wo sie am dichtesten fast bis auf den Boden niedergingen, ward in den Lücken ein tiefes Schwarz sichtbar. Josef schob die Ranken beiseite und fand den Eingang zu einer geräumigen Höhle, welche Entdeckung er mit Freuden begrüsste. Er schaffte alsbald seine auf dem Rücken und den Hörnern der Kühe mitgebrachten Geräthe und Vorräthe hinein, bereitete sich ein Lager aus weichem Laub, sammelte Feuerholz in dem benachbarten Walde, griff unter den Steinen des Baches einige stattliche Forellen und war so bald aufs schönste eingerichtet. Er hielt seine Mahlzeit, trieb gegen Abend seine

Kühe in diese Gegend zum Melken und sass dann noch eine Weile auf dem Stein vor seiner Höhle, während der Tag langsam in die helle Juninacht hinüberdämmerte. Zu seinen Füssen lag der Hund und ringsum die satten Kühe, behaglich wiederkäuend. Dann als der Mond gross und roth hinter fernen Tannenzacken emporstieg und die Gewässer lauter durch die Stille der Nacht rauschten, streckte er sich auf sein Lager und entschlief bald süss und sanft. Doch um Mitternacht erwachte er wieder von einem leisen Winseln seines Hundes, das aber sogleich wieder verstummte. Ein apfelartiger Duft nach den Blättern der wilden Rose war in der Höhle verbreitet, vielleicht stand der Wind gerade von dem kleinen Hügel her. Er stützte den Kopf auf und horchte eine Weile. In der Oeffnung der Höhle stand die weissliche Junimondnacht, und nichts war vernehmlich als die unablässige Musik der Gewässer oder ein vereinzelter Glockenton, wenn eine Kuh das Haupt bewegte. Schon wollte er sich niederlegen,

da vernahm er wieder den wunderbaren Gesang näher und deutlicher als damals, ja, sogar die Worte konnte er verstehen:

„Die Rosen blühen im Mondenschein
In der silbernen Juninacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht.

Die Rosen blühen ohne Zahl
Beisammen froh gesellt,
Die Quellen rieseln und rauschen zu Thal
Selbander in die Welt.

Ich weiss eine Blume, die blüht allein
In der stillen Mondennacht,
Wenn alles schläft — mein Herz allein,
Mein Herz nur pocht und wacht."

Ein holdes Grauen überlief Josef bei diesem Gesang, und lange noch lauschte er, als er verstummt war. Doch alles blieb still, und über dem vergeblichen Lauschen schlief er endlich ein.

Am andern Morgen in der Dämmerung, als er von dem Läuten der weidenden Kühe erwachte, war wieder der Duft nach wilden Rosen das erste, das ihm bemerklich ward,

und als er sich aufrichtete, sah er bei dem einfallenden Morgenlichte, dass überall im Umkreise seines Lagers und über ihn hinweg dergleichen zarte Blumen gestreut lagen, und ein verwunderliches Grübeln befiel ihn über diese seltsame und liebliche Thatsache. Und als er nachsann, welch ein Wesen es wohl sei, das seine Einsamkeit theile und durch so anmuthige Kundgebungen sich bemerklich mache, da fiel ihm eine Märe ein, die man im Dorf erzählte, und die er, wer weiss wie oft schon, gehört hatte.

„Draussen hinter dem Abendberge," so erzählte man, „liegt eine wunderschöne Wiese. Dort wohnt das Waldfräulein Hechta in einem Rosenhage. Wenn man dreimal an die schöne Buche klopft, die dort steht, so tritt sie herfür, und wem sie ihre Liebe schenkt, der wird zum Glücklichsten unter den Sterblichen. Denn so er die Probe besteht und dem Fräulein die Treue bewahrt, steigt aus dem Rosenhügel ein prächtiges Schloss empor und er wird herrschen mit ihr über alle Lande weit umher. Aber

ringsum in den Wäldern wächst das Irrkraut, und Niemand findet vor oder zurück, der sich dort hineinwagt.“

Diese Geschichte ging dem jungen Manne den ganzen Morgen durch den Kopf und unablässig sah er von Ferne nach dem kleinen Hügel hinüber. Dorthin zog es ihn mit sehnsüchtiger Gewalt, und dennoch hielt wieder eine bange Scheu ihn zurück. Endlich um die Mittagszeit konnte er diesem seltsamen Drange nicht mehr widerstehen und immer näher kam er dem Orte seiner Sehnsucht. Die Sonne glühte am wolkenlosen Himmel und kein Grashalm regte sich. Verschlafen rieselten die Quellen über den steinigen Grund, und der Bach murmelte und rauschte wie im Traum. In dem Wipfel der Buche, die mit blanken, glänzenden Blättern regungslos dastand und ihre flachen Zweige wie Hände offen hielt, um den Sonnenschein aufzunehmen, sass ein Pirol und liess unablässig seine flötenden Rufe ertönen; es war, als riefe er lockend zu unsäglichem Glücke. Josef stieg langsam

den Pfad zwischen den Rosen empor und stand nun vor dem silbergrauen Stamm der schönen Buche. Ihn schauderte, denn wie ein zitternder Seufzer der Erwartung hauchte es wieder durch die Luft.

Sein Herz pochte, dass er es zu hören glaubte, als er nun den Zeigefinger krümmte und langsam die Hand erhob. Eine Weile schwebte sie zögernd, dann in raschem Entschluss klopfte er dreimal leicht an den Stamm. Da ging es wie ein leichtes silbernes Lachen durch die Luft, wie ein Lachen der Erlösung, und ihm war, als höre er auf der andern Seite des Baumes ein leichtes Geräusch. Als er sich zögernd dorthin wandte, sah er auf dem Stein unter der Buche eine helle weibliche Gestalt sitzen, so schön, dass er bis ins Herz hinein erschrak. Sie erhob sich, das lange Haar von der Farbe des rothen Goldes wallte zurück, und mit einer Geberde lieblicher Hoheit streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Sei mir gegrüsst, Holder," sagte sie; „Du bliebst gar lange."

Josef wagte es kaum, diese rosendurchschimmerte Lilienhand zu ergreifen, und stand stumm und hölzern vor der wunderbaren Schönheit dieses Weibes. Sie war gekleidet in ein weisses, sich anschmiegendes Gewand, darin blühende Ranken wilder Rosen in zarten Farben eingewebt waren, aber lieblicher noch als jenes Weiss schimmerten die schönen Arme, der wohlgerundete Nacken und das blühende Antlitz.

Als nun Josef so Hand in Hand mit ihr dastand und ihm die Purpurröthe ins Gesicht stieg über dies liebliche Abenteuer, da ging ein sanftes Lächeln über das Antlitz des Waldfräuleins und die Schöne sprach: „Warum küssest Du mich nicht, da Du doch der Rechte bist? Ach, wie lange schon wart' ich Dein!"

Damit legte sie den Kopf an seine Brust und sah vertraulich zu ihm empor. Und der Blick dieser Augen, die bald im dunkelsten Blau des Himmels, bald in jenem herrlichen Grün leuchteten, das der bewegten See im

Sonnenschein eigen ist, berauschte Josef, dass er, seine Scheu vergessend, sich zu den so lieblich dargebotenen Lippen niederbeugte. Und der Pirol im Wipfel der schönen Buche erhob noch einmal seinen Jubelruf, dann schwang er sich auf und zog, goldglänzend im Schein der Sonne, zum Walde hinüber.



5. Der Abschied.

Nun lebte Josef den ganzen Sommer hindurch in einer Welt voll eitel Glück und Wonne und seliger Erwartung noch schönerer Zukunft. Kaum konnte er es manchmal fassen, dass er dies schönste aller Wesen sein eigen nennen und diese Welt von Liebreiz in seine Arme schliessen dürfe, und immer neu erschien sie ihm in der Frische des Morgens, der Gluth des Mittags und der seligen Ruhe des Abends. Aber die Tage

glitten dahin, eilend wie ein munterer Bach, der im Sonnenschein blitzende Lichter wirft, und ehe er es sich versah, war der Herbst ins Land gekommen. Da sass er eines Tages mit Hechta auf dem Stein unter der schönen Buche, die schon einen Kreis rothen Laubes um sich ausgebreitet hatte. Aus dem fahlen Grün der wilden Rosen leuchteten wie Scharlach die Hagebutten hervor und farbige Herbstschmetterlinge schwankten umher oder plätteten ihre Flügel auf besonnten Steinen. Die blassvioletten Herbstzeitlosen blühten ringsum, feines Gespinnst zog durch die klare Luft und hoch aus dem Blau kamen die Rufe wandernder Kraniche. Die beiden Liebenden waren verstummt und schauten still hinaus in die sonnige Vergänglichkeit. Da griff Hechta zu der schönen, goldbesaiteten Laute, die neben ihr lehnte, und während ihre schönen Finger sanft darüber hinglitten, dass es klang wie leises Quellengeriesel und das Flüstern des Laubes im sanften Abendwinde, begann sie zu singen:

„Abschiedshauch durchweht die Lüfte,
Letzte Farben, letzte Düfte,
Und ein letzter holder Klang. —
Wo sind jene schönen Tage,
Da aus jedem Blüthenhage
Tönte Nachtigallensang?

Zwar noch blüht die letzte Rose,
Doch die bleiche Herbstzeitlose
Schimmert schon im Wiesengrün:
Sie verschlief das beste Wetter,
Und nun eilt sie ohne Blätter,
Sich beizeit noch auszublühn.

Träumerisch in sich versunken
Und wie von Erinnrung trunken
Liegt die Welt so blau und weit,
Sehnsuchtsvoll, mit sanfter Klage,
Still gedenkend goldner Tage
Und der schönen Rosenzeit!“

„Hörst Du es rufen in der Luft?“ fragte sie dann. „Es geht zum Abschied, meine Zeit ist um.“

Josef erschrak, denn daran hatte er noch gar nicht gedacht. Er sah ihr fragend in die Augen. Ein leiser Luftzug kam von den Bergen das Thal entlang, rauschte durch das Gezweige der schönen Buche und sandte

einen rothgoldenen Regen welken Laubes herab.

„Die Blätter fallen,“ sagte Hechta, zusammenschauernd, und strich das rothe Laub von ihrem Schooss, „ich muss hinunter. Morgen wirst Du mich nicht mehr sehen. Hab Dank für Deine Liebe und lebe wohl für immer!“

Josef war durch diese Mittheilung ganz zu Boden geschlagen und fasste sie kaum. Als sie dann seine Verzweiflung sah, da ging es wie ein helles Licht über ihre Züge, und sie sprach:

„Möglich ist es, dass wir uns wiedersehen, ja, dass wir für immer vereinigt leben im höchsten Glück. Aber eine Probe musst Du bestehen, allzu schwer für den menschlichen Wankelmuth. Du musst mir Treue bewahren, bis der Frühling ins Land kommt, bis das erste Buchengrün im hellen Lichte steht.“

Josef konnte nicht fassen, wie sie daran zweifeln möge. Das war doch eine Bedingung, allzu leicht zu halten. Denn wie

könnte er wohl Augen haben für ein anderes weibliches Wesen in der Welt, da ihm die Schönheit selbst sich lieblich geneigt hatte. Sie aber sprach mit stillem Ernst:

„Achte die Prüfung nicht gering, die ich Dir auferlege, denn ein Schimmer wie aus einer schönern Welt wird um Dich sein, wenn Du wieder ins Dorf zurückkehrst, und sie werden Dir nachstellen. Es giebt liebliche Dirnen da draussen, und kein Menschenherz wird gefunden, das nicht einmal seine schwache Stunde hätte. Bedenk es wohl, es ist Dein sicherer Tod, wenn Du Dein Versprechen brichst, in dreien Tagen musst Du dann sterben."

Als nun aber Josef seine unwandelbare Liebe beschwor und sie anflehte, ihm ihr Vertrauen zu schenken, da strahlten ihre Augen von unendlicher Liebe und sie sprach:

„O, Du Holder, ja, ich gaube Dir! So komm denn und nimm das Zeichen unseres Bundes." Sie wickelte dann um den Ringfinger seiner linken Hand eine feine Strähne ihres goldfarbigen Haares, zog eine blitzende

Scheere hervor, schnitt das Haar ab und drückte einen Kuss darauf. Da ward es zu einem festen goldenen Ringe, der den Finger eng umschloss. „Dieser Ring mag Dich stets mahnen an Dein Versprechen. So Du aber im geringsten dagegen handelst, wird sein Glanz sich trüben. Wird er aber gar schwarz werden, dann wehe Dir, denn das ist das Ende."

Derweilen hatten sich fern um den Abendberg schwere Dünste gelagert, der Himmel hatte sich verfinstert und der Sonnenglanz schwand plötzlich hinweg. Im Walde wogten die Wipfel durcheinander und eine wirbelnde Säule welken Laubes erhob sich hoch in die Luft. Dann kam sie eilend über die Wiese herangewandelt, und als Hechta dies sah, da rief sie klagend:

„Weh, so früh schon, ach, so früh schon!"

Sie umarmte Josef eilend und küsste ihn; dann kam der Sturm heran und riss sie von ihm hinweg, während rauschend und brausend die letzten Blätter der schönen Buche in die Luft flogen. Aus einer dich-

ten Wirbelwolke rothen Laubes hörte Josef noch einmal Hechtas Ruf: „Leb wohl, leb wohl!“ und als diese Wolke sich lockerte und zerstreute und mit dem Sturme weiterzog, da war das schöne Waldfräulein verschwunden. Es half Josef nichts, dass er sich fast die Finger wund klopfte und die Luft mit seinen Wehrufen erfüllte; nur durch die blattlosen Zweige der schönen Buche säuselte der Wind ein sanftes Klagelied.



6. Die Prüfung.

Am nächsten Tage lag Schnee auf dem Gipfel des Abendberges und Josef zog mit seinen Kühen zurück in das Dorf. Dort konnte man sich nicht genug verwundern über das stattliche und glänzende Aussehen der wohlgenährten Thiere. Der Lindenbauer klopfte sie wohlgefällig auf den Hals, ging um sie herum und lobte sie

mächtig. Die Bäuerin aber konnte ihren Sohn nicht genug ansehen, so stattlich und schön war er geworden. Dies war auch das Urtheil der ganzen Weiblichkeit im Dorfe, und selbst solche Mädchen, die schon ihre Schätze hatten, konnten nicht umhin, nach ihm zu blicken und ein wenig zu seufzen, wenn sie an die ihrigen dachten. Die anderen nun gar warfen ihm sehr wohlwollende Blicke zu, aber es half ihnen nichts. Denn ob die schüchterne Käthe roth ward und auf ihr Busentuch blickte, wenn er vorüberkam, ob die lustige Grethe ihm von ihrem Garten aus ein paar neckische Verschen zusang, ob die kecke Vroni ihn beim Vorübergehen herausfordernd mit der Schulter anstiess und ihm einen Blick zusandte, der Eisen hätte schmelzen können, so machte das alles keine Wirkung, er blickte sie ruhig an und ging kaltsinnig weiter, denn der Gedanke an das holde Waldfräulein war wie ein Nebel um seine Sinne. Da er nun auch nimmer den Tanzboden besuchte, wo allsonntäglich die jungen Burschen die

hübschen Mädchen herumschwenkten, noch die Spinnstuben, da man Schnurren und Spässe erzählte und allerlei verliebte Thorheit trieb, so galt er bald für stolz und hochfahrend, und sie nannten ihn spöttisch den Prinzen vom Abendberge.

Nur bei der Tochter seines nächsten Nachbarn, der schönen Annemarie, gab es eine kleine Ausnahme, dort wagte er nicht hinzusehen, wenn er vorüberging. Er hatte sie früher gern gehabt, und auch sie hatte ihn mit den schwarzbraunen Augen stets gar lieblich angeblickt, wenn er sie grüsste und hatte den rothen Mund zum Lächeln verzogen, dass die weissen Zähne hervorblitzten. Er hatte auch wohl eine Weile am Gartenzaun mit ihr geplaudert, doch das war nun vorüber, denn seit er von der Wiese hinter dem Abendberge zurückgekehrt war, vermied er sie ebenso wie die andern.

Unterdess war der Winter ins Land gekommen und hatte die Berge mit Schnee bedeckt, und der Bach ging schwärzlich und dampfend zwischen den mit Eis verglasten

Steinblöcken dahin. Wie endlos erschien Josef dieser Winter, denn seine Sehnsucht war einzig auf den Frühling gerichtet, und sein Haupt mit lieblichen Sommergedanken der Erinnerung und Hoffnung gefüllt. Und wenn die anderen Burschen und Mädchen sich auf den Sonntag freuten, so war er ihm nur lieb, weil dann wieder sieben Tage um waren und der Lindenbauer an seinem Wandkalender mit Rothstift einen dicken Strich durch die Woche machte. Doch der alte Kalender ging zu Ende, der neue ward in Gebrauch genommen, und mit rothem Zickzack frass sich auch in diesen die Vergangenheit immer weiter hinein. Schon gab es einzelne schöne, verheissungsvolle Tage, wo über der grünen Saat, die aus dem Schnee hervorgethaut war, schon die Lerchen sangen; immer eifriger läutete die Kohlmeise ihr Frühlingsglöckchen, und endlich schallte auch der flötende Schlag der Drossel aus den Wipfeln des Waldes. Von den Bergen plätscherte es in tausend neuen Rinnsalen, die Bäche schwollen und

rauschten ungestüm dahin, und hier und da auf den Wiesen schimmerte blankes Wasser im Sonnenschein. Und wie die selige Unruhe in der Natur sich mehrte, wie das Knospen und Keimen und Blühen begann und der Gesang der Vögel immer reicher von allen Zweigen schallte, da ward auch die Sehnsucht in dem Herzen des jungen Mannes grösser und kaum konnte er noch die Zeit erwarten, da sein holdes Glück sich vollenden sollte.

Als die Knospen der Buchen kurz davor waren, sich aufzuthun, ward eine grosse Hochzeit im Orte gefeiert, denn der reichste Bauer im Unterdorfe verheirathete seine Tochter. Davon konnte sich Josef nicht ausschliessen, obwohl er es gerne gethan hätte, und fand sich dort auch in seinem besten Staat ein. Als man sich nach der Trauung an den mit Wein und Speisen schwerbeladenen Tisch setzte, fand es sich, dass er die Annemarie zur Tischnachbarin erhalten hatte. Er musste unwillkürlich staunen, wie schön sie war, denn in dieser

Gesellschaft kam ihr keine gleich. Doch obwohl er fröhlich gestimmt war, weil er am Morgen gesehen hatte, dass ein einziger warmer Regen die Knospen der Buchen öffnen konnte, so blieb er doch stumm und einsilbig, denn vor seiner Nachbarin hegte er eine stille Furcht, und er vermied es, sie anzusehen. Sie aber schien nicht darauf zu achten, plauderte und lachte mit den anderen und strahlte scheinbar vor Glück. Allmählich ward die Gesellschaft lauter und brausender, denn der Bauer hatte seinen besten Rothen aus dem Keller hergegeben, und man trank sich fleissig zu. Da konnte Josef doch manchmal nicht umhin, seine Nachbarin heimlich anzusehen, die so unbekümmert um ihn plauderte und lachte, dass die weissen Zähne hervorschimmerten, während die schwarzbraunen Augen in verhaltenem Glanze leuchteten.

Als dann nach dem Essen das Kreischen der Fiedel, das Gequäk der Klarinette, das Geblöke des Horns und das Knurzen des Kontrabasses zum Tanze lud, da konnte

sich Josef ebenfalls nicht ausschliessen. Er tanzte mit der hübschen Käthe, die sich so andächtig und feierlich herumdrehte, als sei es eine heilige Handlung. Sie hielt dabei die Augenlider mit den langen seidenen Wimpern niedergeschlagen, und nur zuweilen sendete sie einen schüchternen Blick empor und ihre rothen Wangen färbten sich noch ein wenig tiefer. Er tanzte mit der lustigen Grethe, die zu der Melodie des Hopsers allerlei kecke Verschen sang und ihn mit glänzenden Augen anfunkelte, er tanzte mit Vroni, die sich gar zuthunlich an ihn schmiegte, allein der schönen Annemarie ging er aus dem Wege. Doch plötzlich stand diese vor ihm, in ihren Augen funkelte es und um den schönen Mund zuckte es, und ehe er recht wusste, wie es geschah, hatte er sie in den Reigen geführt. Bald traten die anderen zurück und bildeten einen Kreis um das schöne Paar, denn die Annemarie tanzte so leicht wie eine Feder und so zierlich wie eine Bachstelze, und Josef verstand es ebenfalls am besten im Dorfe. Selbst

die Alten aus dem Nebenzimmer kamen herbei und sagten, besser hätte man in der guten alten Zeit auch nicht getanzt, und das wollte etwas sagen. Annemarie blickte ihn aber nicht an, sondern sah über seine Schulter hinweg ins Leere.

Als nun die Lustbarkeit zu Ende ging und alle auf den Heimweg sich begaben, ging es nicht anders, als dass Josef die schöne Annemarie nach Hause brachte, denn sie wohnten beide am äussersten Ende des oberen Dorfes. Zu Anfang hatten sie noch andere Begleitung, doch als diese sich scherzend und lachend in die Nebengassen nach ihren Häusern verloren hatte, wanderten sie allein und schweigend durch die wolkenverhangene Frühlingsnacht. Es war ein Wehen und Sausen in der Luft, sehnsuchtsvoll brauste es durch das junge Laub und die knospenden Wipfel, und mit leidenschaftlichem Rauschen stürmte der Bach durch die Nacht dahin. Zuweilen fielen ein paar vereinzelte Regentropfen und sprühten auf die glühenden Gesichter, dann wieder kam der Mond durch

eine Wolkenlücke und warf ein kurzes Licht auf schäumende Gewässer und weissliche Blüthenbäume.

Die beiden jungen Leute waren in ihrer schweigenden Wanderung thalaufwärts geschritten, bald hörte Josef die leichten, festen Schritte und das zarte Rauschen der Gewänder neben sich, bald hinter sich, je nachdem die Breite des Pfades es zuliess, und so waren sie endlich am Ende ihres gemeinschaftlichen Weges angelangt. Wo das kleine Pförtchen unter dem Nussbaum in den Garten ging, standen sie, und Josef reichte dem Mädchen die Hand zum Abschiede. Zugleich kam der Mond noch einmal wieder hervor, warf sein Licht über das ganze Thal, über die Pfade, die sie gegangen waren, und die stillen Häuser, die mit schwarzen Fenstern in ihren Gärten lagen, auf den Bach, der hier und da aus dem Dunkel blitzte, und auf das schöne Antlitz, das mit schwarzbraunen Augen auf ihn hinblickte. Das Mädchen liess seine Hand nicht los, sondern hielt sie fest um-

spannt, und dann brach es hervor aus den Tiefen einer aufgeregten Seele und eines leidenschaftlich bewegten Herzens.

„O, Du schlechter Mensch," sagte sie mit bebender Stimme, „was hab' ich Dir gethan? Was hab' ich verbrochen, dass Du mich verachtest, dass Du mich nicht ansiehst, dass Du nicht mit mir redest, dass Du mir aus dem Wege gehst? O, so schön Du aussiehst, so schlecht bist Du!"

Josef war erschrocken, er wusste nicht, was er sagen sollte. „O Annemarie!" brachte er nur heraus.

„O Du, o Du!" rief sie und ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlang sie die Arme um ihn und barg den Kopf an seiner Brust, während ein krampfhaft schluchzendes Weinen den jungen Leib erschütterte. Josef suchte sich sanft aus diesen lieblichen Schlingen zu lösen, allein nur noch fester schloss sie sich an und noch hilfloser klang das Weinen an seiner Brust. Er ward von Mitleid bewegt und wusste nicht, wie er sie trösten sollte. Und als er sich niederbeugte und während

er sie sanft von sich zu drängen suchte, ihr verwirrte Worte zuflüsterte, kam es, dass er, im Bestreben, freundlich gegen sie zu sein, sie sanft auf die Stirn küsste. Da wandte sich das thränenüberströmte Antlitz voll gegen ihn, und ohne zu wollen, musste er die Thränen fortküssen, und so gerieth er an den schwellenden Mund, der sich ihm sehnsüchtig entgegendrängte.

„Ach ja, ach ja," flüsterte sie, „Du bist doch gut." Und sie wusste ihre Lippen so lieblich zu gebrauchen und sich so hingebend an ihn zu schmiegen, dass ihm das von Tanz und Wein erwärmte Blut wie Feuer durch die Adern rieselte, dass seine Gluth sich an der ihrigen entzündete und er vergass, was er nicht vergessen sollte.



7. Schluss.

Als Josef am andern Morgen mit einem dumpfen Druck auf seinem Herzen erwachte,

fiel sein erster Blick auf den Ring, und siehe, er war schwarz. Ein Todesschrecken überkam ihn. Er scheuerte und putzte so lange an ihm herum, dass der Finger wund wurde, allein es half nichts. Von bösen Gedanken gepeinigt, lief er den ganzen Tag ruhelos durch den knospenden Frühlingswald und verbrachte die nächste Nacht schlaflos. Am andern Tage fiel ihm ein, ob Herr Picus nicht helfen könne; der wusste doch sonst Mittel für und gegen alles in der Welt.

Jetzt aber, da der Bach, von den Gewässern des schmelzenden Schnees geschwellt, ungestüm durch seine enge Schlucht brauste, war der Herr Picus nicht so leicht zu erreichen, sondern der Weg zu ihm führte auf weiten Umwegen über die Schroffen des Gebirges und an steilen Abhängen vorüber. Als Josef gegen Mittag das kleine Felsenthal erreicht hatte, fand er den Laboranten nicht zu Hause. Die Thür war verschlossen und das Thal einsam, nur von dem Getöse des Wildbaches erfüllt, der von dem Felsen

herabstürzte und in der Tiefe gurgelte, kochte und schäumte. Dort sass Josef eine lange Weile, schaute in das tobende Wasser- und Schaumgewirr und wartete. Endlich schrie ein Schwarzspecht einigemale so laut, dass jenes wüthige Gebrause davon übertönt ward, und kurze Zeit hernach sah man Herrn Picus mit einem Kräuterbündel auf dem Rücken in das Thal herabsteigen.

Als Josef sein Anliegen vorbrachte, schloss der Alte sein Haus auf, brachte aus einem Schränkchen eine kleine Flasche mit goldgelbem Inhalt zum Vorschein und sagte: „Das werden wir bald haben, bald haben. Wird wohl nicht echt sein, das Gold. Schwindelwaare, Schwindelwaare! Zieh ab den Ring!"

„Das geht nicht!" erwiderte Josef.

„O was, o was," sagte Herr Picus, „muss gehen!" Aber ob er auch mit allen Kräften daran zog und zerrte, der Ring wich nicht und sass fest, wie angewachsen. „Hm, hm," sagte Herr Picus, „nun, woll'n 'mal sehen!"

Damit nahm er ein feines Hölzchen, fuhr damit in die Flasche, betupfte mit ihm vorsichtig den Ring und fing an, die Stelle mit einem Läppchen zu reiben. Aber der Ring blieb schwarz. Der Alte schüttelte den Kopf, holte ein grosses, in Horn gefasstes Glas und betrachtete dadurch aufmerksam den schmalen Reifen.

„Das ist nicht Arbeit von Menschenhand," sagte er dann, „Söhnchen, Söhnchen, wer hat Dir den Ring gegeben?"

Da beichtete Josef und erzählte dem Laboranten alles, was geschehen war.

„O weh, o weh!" wimmerte der Alte; „schlimm, schlimm! Morgen sind die Buchen grün, das sah ich heut im Wald, und morgen ist der letzte Tag für Dich. Da lauf hinaus und sieh, dass Du Verzeihung gewinnst. Ich kann nicht helfen, kann nicht helfen. Schlimm, schlimm!"

Josef kehrte in das Dorf zurück, den Tod im Herzen. Wie im Traum schritt er über die steilen Pfade und an den schwindelnden Abhängen entlang, in deren blau

dämmernden Gründen die Frühlingsgewässer unablässig rauschten und brausten.

Am nächsten Morgen in der Frühe war er auf der Wanderung nach der Waldwiese. Die Luft war schwül und still, kein Blatt bewegte sich, der Abendberg hatte sich in Schleier gehüllt, und der Himmel war von weisslichem Dunste bezogen, in dem die Sonne nur wie ein matter Schimmer bemerklich war. Der Tag ward nicht heller, je weiter er fortschritt, sondern die unheimliche Dämmerung nahm zu, denn die Luft verdickte sich und stand blauschwarz hinter den Bergen. Durch die unheimliche Stille vernahm man zuweilen ein fernes, dumpfes Grollen.

Das grüne Wiesenthal durchbrausten unablässig die schäumenden Gewässer, und mit Mühe und Noth erreichte Josef, watend und springend, den kleinen, inselgleichen Hügel in der Mitte. Dort standen die Rosen im ersten jungen Grün, und die schöne Buche hatte eben die zarten hellen Blätter aus den braunen Knospen hervor-

gethan. Josef schritt den schmalen Pfad hinauf. Hinter den Bergen ringsum grollte der Donner und zuweilen ging es durch die Luft wie ein banger Seufzer aus schwer bedrücktem Herzen. Lange stand er und wagte nicht, an den Stamm zu klopfen. Es ward immer dunkler, und in der blauschwarzen Luft zuckten die Blitze. Endlich ermannte er sich und klopfte zaghaft an. Da schallte ein Wehlaut tief aus gequälter Seele und das Waldfräulein stand vor ihm ganz in Schwarz gekleidet und marmorblass. Josef sank auf ein Knie, hob die Hände zu ihr empor und rief:

„Lass Gnade walten und verzeihe mir!“

Sie aber sah mit starren Augen auf ihn nieder.

„Weh, was hast Du gethan!“ sprach sie. „Nun kann Dir Niemand helfen, Niemand. Lebe wohl!“ Sie beugte sich nieder und küsste ihn auf die Stirn. Da wogten die Bäume im Wald und beugten die Wipfel tief zur Erde. Nun kam es heran unter Brausen und Knattern wie ein Heer wüthen-

der Dämonen, der Wind stürzte sich heulend in das junge Laub der Buche und dann schritt ein gewaltiger Regen über die Wiese heran, wie eine graue, senkrechte Wand, während bald hier, bald dort mit jähem Krach die Blitze niederfuhren und das schreckliche Getöse des Donners unablässig war.

Waldfräulein Hechta aber stand hochaufgerichtet, ihr langes rothgoldenes Haar flog im Wind, und mit ineinander gewundenen Händen sah sie starr zum Himmel empor. Da fuhr es hernieder wie eine mächtige Feuerkugel und zerspaltete die schöne Buche von oben bis unten. Zu ihren Füssen lag Josef, vom Blitz erschlagen.

Im gleichen Augenblick aber neigte am Ende des Thales, wo der Bach durch eine enge Schlucht den Ausweg suchte, der Wald seine Wipfel, diese wogten eine Weile durcheinander und fuhren dann in grausiger Schnelle und mit einem Krachen, welches das Rollen des Donners übertönte, in den

Abgrund. Ein Bergsturz hatte die ganze Schlucht verschüttet und wehrte den Fluthen des Baches den Ausgang. Mit grausiger Schnelle stieg das Gewässer in dem von dem Platzregen bereits überschwemmten Thal, und bald sah nur noch der kleine Rosenhügel wie eine Insel aus den Fluthen hervor. Unter der zerschmetterten Buche aber sass, unbekümmert um Sturm und Unwetter und den ewig strömenden Regen, Waldfräulein Hechta und sah mit starrem Blick in die Vernichtung. — — —

Am andern Morgen, als die Sonne vom klaren Himmel lachte und die kleinen Wellen des neu erstandenen Sees mit tausend Lichtern blinken liess, begrub Hechta mit ihren eigenen zarten Händen den Geliebten unter den Rosen und zog sich dann zu langjähriger Gefangenschaft in die Tiefe zurück.

Der vom Blitz getroffene Baum zerfiel und vermoderte im Laufe der Jahre; an seiner Stelle ist eine neue Buche emporge-

wachsen, die nun schon stattlich ihre Zweige breitet. Um die Zeit, wenn die wilden Rosen blühen, hört man dort in schönen Mondscheinnächten zuweilen einen holden, schwermüthigen Gesang.



Druck von W. Drugulin in Leipzig.

